



Katholische Kirche

Zum Rundschreiben «Ad Petri Cathedram»: Eine Verlautbarung für alle – Seine Eigenart – Der Hauch der Liebe – Wahrheit und Publizistik – Der politische und der soziale Friede – Hinweise auf die Lage der Arbeiter – Der dritte Teil: Das Konzil ein erster Schritt zur Einheit mit den Getrennten – Erste Reaktionen – Der Text des dritten Teiles.

Religionsgeschichte

Die Ämter der Kirche im Lichte von Qumran: Ein aktueller Ausgangspunkt: die Krise des französischen Katholizismus – Hirtenamt, Lehramt und Priesteramt überschneiden sich – Ämter der Kirche und Titel Christi – Wer gab Christus den Titel Hoherpriester? – Woher kommt die Dreizahl der Titel Christi? – Analogie zwischen israelitischem Königtum und

Papsttum – Die Arbeiterpriester als Träger der prophetischen Funktion – Die Struktur der Krise des französischen Katholizismus.

Soziales

Zum Weltkongreß der UNIAPAC: 1. Geschichte, Zweck, Charakter der UNIAPAC – 2. Der Weltkongreß in Luzern – Notwendigkeit und Möglichkeit einer gemeinsamen Stellungnahme der Unternehmer – 3. Das Kongreßthema: Sozialer Friede und Unternehmensverantwortung – Kardinal Siri zur inneren Haltung – Sozialer Friede ein Menschheitsproblem – Der Unternehmer unausweichliche Verantwortung – Schlußresolutionen.

Ex urbe et orbe

Der kämpferische Atheismus in der Tschechoslowakei: Die Umstellung von «administra-

tiven» Maßnahmen gegen die Religion auf deren «wissenschaftliche Bekämpfung».

Schwierigkeiten der arabischen Jugend in Israel: Schwierigkeit der Ausbildung – Noch größere Schwierigkeit der Anstellung – Verheerende Folgen – Einsatz der Progressiven Partei für diese Jugend.

Bücher

Die Problematik des Philosophieunterrichts an höheren Schulen: Ein Bericht der UNESCO – Karl Püllens «Beitrag zum Verhältnis Philosophie und Bildung» – Um die Stellung des Philosophieunterrichtes am Gymnasium – Analyse der bisherigen Formen: sich widersprechende Bestrebungen – die Bedeutung des Lehrers – Philosophie oder Philosophien – Vorschläge des Verfassers: Ganzheitscharakter und Doppelaspekt der Philosophie – das Kriterium der Bildung in der «Entsprechung» – Bewertung des Buches.

«Ich bin Josef, Euer Bruder»

(Zum Rundschreiben Johannes XXIII.: Ad Petri Cathedram)

Unter dem Datum von Peter und Paul, dem 29. Juni (tatsächlich am 3. Juli), erschien das erste Weltrundschreiben des neuen Papstes. «Ad Petri Cathedram» lauten seine ersten Worte. Es enthält, wie üblich, in großen Linien das Regierungsprogramm. Gerichtet ist das Schreiben laut Anschrift an alle Bischöfe, den gesamten Klerus und an die Christgläubigen des katholischen Erdkreises. Darüber hinaus wenden sich lange Absätze an die «vom Hl. Stuhl getrennten Christen».

Es wäre also zu wünschen, daß dieses Rundschreiben allen Gläubigen tatsächlich vorgelegt und soweit möglich auch den getrennten Christen zugänglich wird! Dem steht freilich eine praktische Schwierigkeit entgegen: die Länge des Rundschreibens. In der Ausgabe des «Osservatore Romano» beträgt sie im lateinischen Text fast 15 Spalten. Eine italienische Übersetzung ist beigelegt. Sie ist durch kurze Inhaltsangaben und eingefügte Titel leichter lesbar, weicht auch im Text manchmal nicht unerheblich von dem Lateinischen, das an sich als Urtext zu gelten hat, ab. Praktisch ist das, wo es sich um bloß stilistische Differenzen handelt, zu begrüßen, da das Latein unter der Feder eines Stilisten manchmal schwierig und geschraubt wirkt, während der italienische Text – war er vielleicht der ursprüngliche? – leicht und schön dahinfließt. Eine gute deutsche Übersetzung fehlt noch. Zwar haben bereits einzelne Presseagenturen solche in ihrer eiligen

Art hergestellt, doch wird es hoffentlich nicht damit sein Bewenden haben.

Wir heben dies eigens hervor, weil die Eigenheit dieses Rundschreibens nicht so sehr in der lehrhaften Darlegung gewisser strittiger Punkte, in der Verurteilung irriger Meinungen, in dem Abgrenzen des rechten Weges besteht, wie dies bei den meisten päpstlichen Rundschreiben der Fall ist. Es zucken keine Blitze, es rollen keine Donner, man steht nicht vor Sinai und zittert. Es lassen sich darum auch keine markanten, scharfgeschliffenen dogmatischen Sentenzen eilig herauschälen und der Weltpresse übergeben, keine Namen Betroffener von Mund zu Mund flüstern, sondern man muß sich vom ruhig dahinfließenden Strom positiver Darlegungen mitnehmen und die warme Liebe des guten Hirten auf sich wirken lassen, wenn man die Eigenart und Tragweite dieses Schriftstückes recht erfassen will. Wichtiger denn sonst scheint es darum, daß dieses Rundschreiben, schön und würdig übersetzt, in vollem Wortlaut allgemein zugänglich werde. Es scheint uns, als habe der Papst alle schwierigen und verwickelten Fragen, die sich bei seinem Thema einstellen könnten, absichtlich vermieden, um allen Gläubigen verständlich zu bleiben und jene Grundlinie, auf die es ihm ankommt, nicht zu verdecken.

Worin besteht sie? Der lateinische Titel lautet: «Über die Wahrheit, die Einheit, den Frieden und ihre Förderung unter dem Hauch der Liebe». Die italienische Übersetzung des «Osservatore Romano» hat die zweite Titelhälfte bereits prompt ausgelassen. Sie ist jedoch die Hauptsache. Vielleicht aber ist diese Unterlassungssünde des «Osservatore» trotz-

dem nicht so schlimm, weil der Hauch einer gütigen, väterlichen Liebe, des echten Seel-Sorgers in so greifbarer Weise das ganze Schreiben durchweht, daß dies nicht eigens vermerkt werden muß.

Im ersten Teil über die Wahrheit folgt nach einem schlichten, aber klaren, fast möchte man sagen «katechetischen» Teil die Anwendung auf die Publizistik der modernen Zeit im weitesten Sinn des Wortes, ferner den Relativismus, besonders in religiösen Fragen, um schließlich in wenigen Worten den Zusammenhang von Wahrheit und Freude aufzuzeigen.

Im Gegensatz zum allgemeinen Titel folgen als zweiter Teil Ausführungen über den Frieden. Wieder folgen auf wenige Sätze über die in der Schöpfung grundlegende «Brüderschaft» der Menschen und Völker zwei Teile: über den politischen und über den sozialen Frieden, wobei mit Dank daran erinnert wird, daß in manchen Ländern (Deutschland wird eigens genannt) «tatsächlich der Abstand der gesellschaftlichen Klassen sich verringert hat, da sich diese nicht mehr ausschließlich auf zwei Blöcke von Kapital und Arbeit zurückführen lassen. Vielmehr zeichnet sich eine immer größere Vielfalt von Gruppen ab (pluralistische Gesellschaft), und innerhalb der Gruppen eine größere Zugänglichkeit für alle, so daß den Strebsamen und Tüchtigen eine Aufstiegsmöglichkeit zu höheren sozialen Stellungen offen steht. Aber auch bei den eigentlichen Arbeitern, die von ihrer täglichen Arbeit leben müssen, ist es tröstlich, festzustellen, daß die jüngsten Versuche, die Lage der Arbeiter in den Betrieben und den übrigen Arbeitsgebieten zu verbessern, dazu führen, die Arbeiter selbst nicht allein nach ihrem wirtschaftlichen Wert, sondern auch nach einer höheren und würdigeren Auffassung des menschlichen Lebens einzuschätzen.» Trotzdem weiß der Papst, wieviel noch zu tun bleibt. Er weist auf die Probleme hin, die sich aus der Automation ergeben. Er ergänzt die früheren Sozial-Enzykliken, die gefordert hatten, daß sich alle ihren notwendigen Lebensunterhalt erwerben und auf ehrbare Weise auch für ihre und der ihrigen Zukunft vorsorgen können, dahin, daß «unsere Zeitverhältnisse viele Bequemlichkeiten der modernen Lebensführung gebracht haben, von deren Genuß man auch die weniger Begüterten nicht ausschließen darf». Er ermahnt dringend jene, von denen das Los und bisweilen das Leben der Arbeiter abhängt, diese «auch tatsächlich als Menschen, ja als Brüder zu betrachten und dahin zu wirken, daß die Arbeiter auf entsprechende und gezielte Weise mehr und mehr an den Früchten ihrer geleisteten Arbeit beteiligt werden können und sich gleichsam als Teile des ganzen Unternehmens fühlen». Ferner ist diesem sozialen Teil noch ein eigener Abschnitt über die Pflege der Familie angefügt.

Der dritte Teil endlich wird in der Weltöffentlichkeit auf das größte Interesse stoßen. Er liegt auch dem Papst «am meisten am Herzen». Er handelt von dem kommenden Konzil und der Einheit der Kirche. Rein sachlich gesehen könnten sich die evangelischen und die übrigen von Rom getrennten Kirchen enttäuscht fühlen, denn es wird deutlich gesagt, daß «Konzilsteilnehmer (nur) die Vorsteher der katholischen Kirche sein werden». Ebenso wird deutlich gesagt, daß der Papst an Einigung nur unter der Autorität des römischen Bischofs denkt, und es wird nichts gesagt von den Werten, die die getrennten Kirchen der katholischen bringen könnten, womit solche Erwägungen natürlich nicht ausgeschlossen sind. Wer also nur in diesen Bahnen an Einigung denkt, wird enttäuscht sein; ebenso enttäuscht, wie es manche nach einer ersten aufflackernden Begeisterung waren, als sich herausstellte, daß nach kirchlichem Sprachgebrauch die Ankündigung eines «Oekumenischen Konzils» nicht die Ankündigung eines «Unions»-Konzils bedeutete. Aber ebenso falsch und nochmals vorschnell wie es war, deshalb bei der Klarstellung der päpstlichen Ankündigung von einem «ständigen Zurückstecken» oder gar «Abweichen» von der ersten Absicht zu

reden, ebenso falsch wäre es, dieses Rundschreiben in seinen Worten an die getrennten Kirchen als «Ernüchterung» zu bezeichnen. Hält man eigentlich den Papst für einen Naivling? Weiß man nicht, daß er von Haus aus ein Historiker ist? Er weiß also um die Fehlschläge bisheriger Unionskonzile, die wohl zu rasch und unterstützt durch nicht in letzte Tiefen reichende Motive eine Union erstrebt und getätigt hatten.

Die Bedeutung der Worte an die «Getrennten» besteht gerade darin, daß behutsam aus letzter Tiefe christlicher Existenz, das heißt aus christlicher Liebe, die Atmosphäre gereinigt wird. Beachten wir einige Punkte der folgenden Papst-worte: das Konzil soll ein «wundervolles Schauspiel der Wahrheit, Einheit und Liebe sein», das eine «sanfte Einladung» an die Getrennten darstellen möge. Wie unvergleichlich taktvoller, bescheidener und auch realistischer ist ein solcher ökumenischer Schritt doch als alles Spekulieren und aufgeregte Mutmaßen: «Wer wird eingeladen?» Behutsam wird ferner an die einstige Gemeinsamkeit erinnert und es werden nur alte Texte aus jener gemeinsamen Zeit herangezogen, mit einer Ausnahme: «der große englische Kardinal John Henry Newman», der unseres Wissens noch nie mit Namen in einem päpstlichen Rundschreiben zitiert wurde. Er war einer, der «heim»-gefunden hatte, doch wird das nicht eigens erwähnt. Die Atmosphäre der Liebe! Wird sie nicht spürbar, wenn der Papst sagt: «Gestattet, daß Wir euch Brüder nennen» und an das «Vater Unser» erinnert, das alle Christen beten? Geradezu rührend bescheiden und doch zugleich festhaltend am Dogma ist der Selbstvergleich mit dem ägyptischen Josef, der sich seinen Brüdern zu erkennen gibt. Sie erkannten ihn bis dahin nicht unter der «ägyptischen Maske», ebenso wie den Papst gar manche Protestanten nicht als ihren Bruder zu erkennen vermögen unter den Masken, die das Papsttum aus vergangenen Zeiten umhüllen. Als ein Hauptziel des Konzils nennt darum ja auch Johannes XXIII. von Anfang an: die Anpassung des Kirchenrechts an die Bedürfnisse und das Denken der heutigen Zeit. Vielleicht, ja wir glauben sicher, liegt darin dieser Enzyklika wichtigstes Moment, daß sich der Papst den Christen, die nicht katholisch sind, als ihren Bruder, als ihren sie «glühend liebenden» Bruder zu erkennen gibt. Karl Färber schreibt dazu in «Der christliche Sonntag» (19. Juli 1959): «Pius XI. hat einmal von dem Plan eines Konzils gesprochen, ohne daß die Christen außerhalb der Kirche davon Notiz genommen hätten! Dafür war damals gar kein ‚Klima‘ vorhanden.»

Jetzt aber sagte schon vor dem Konzil der angesehene, altersreife, französische Protestant *Marc Boegner*, der einen Überblick über den Weltprotestantismus hat, in einem Vortrag an der ETH Zürich über das Thema: «L'Unité chrétienne est-elle une utopie?» daß, obwohl nach heutigem Kirchenrecht eine Einladung der Protestanten zum Konzil ausgeschlossen sei und eine etwa mögliche Beteiligung als «Beobachter» keine Gleichberechtigung gebe, «trotzdem ein Fehlschlag verhängnisvoll wäre ...» «Eine unaufhaltsame Bewegung ist durch die Ankündigung in Gang geraten ...» Wohl sei Skepsis verständlich, da keine Konfession je bestimmte Grundwahrheiten aufgeben werde. Aber «trotzdem, trotzdem erleben wir bereits das Wunder eines neuen Klimas in gewissen Ländern». Man sei in beiden Konfessionen demütiger geworden und bemühe sich, die Wahrheit mit der Liebe zu verbinden.

Ebenso schreibt C.-G. in «Message dominical» der «*Tribune de Lausanne*» (5. 7. 59) zur Enzyklika: «Die Herausgabe der päpstlichen Enzyklika ist ein Ereignis, das die Protestanten nicht gleichgültig lassen kann». Gewiß habe man sich teilweise nach der Ankündigung des Konzils großen Illusionen hingegeben. Die Realisten hätten Recht bekommen, die die Chancen einer kommenden Vereinigung als sehr, sehr klein bewertet hatten. Gewiß sehe auch in der Enzyklika der Papst die Vereinigung aller Christen ... nur unter der Autorität des Bischofs von Rom. Man hätte naiv sein müssen, etwas anderes zu erwarten. «Und doch ist hier noch ein gewisses Etwas, ein Mehr als sonst. Dieses Etwas besteht in der Sorge um den Zusammenschluß, in dem Wunsch, zu einer Verständigung zu gelangen ... in dem aufrichtigen und liebevollen Ton, der dieses Dokument durchzieht und der uns anspricht. Vielleicht sagt einer, das sei wenig, sehr wenig, denn dieses ‚gewisse Etwas‘ eröffne keinen Ausblick für die

nächsten Jahre auf eine Einheit der Kirche. Aber zu Unrecht würde man hier auf Eile drängen. Niemand wird die Einheit in einigen Jahrzehnten herstellen können. Für jetzt ist wichtig, mit Weisheit an die Einheit zu denken und mit ganzem Herzen sie zu suchen ... Was die Schritte zur Einheit verlangsamt, das ist das Mißtrauen, mit dem wir, Katholiken und Protestanten, einander begegnen ... Man müßte damit beginnen, der eine gegen den andern extrem loyal zu sein, jeder müßte zuerst in seiner Konfession ein echter Jünger des Herrn sein, ein römischer Jünger, ein reformierter Jünger, aber vor allem ein Jünger, denn nur in Christus und einzig in ihm können wir uns achten und einander näher kommen» (s. KIPA vom 5. Juli 1959).

Diese kleinen Beispiele zeigen, daß die Protestanten ein sehr gutes Ohr haben für eben das, was auch für uns die eigentlichste Bedeutung der Enzyklika darstellt.

Im Folgenden drucken wir den dritten Teil nach eigener Übersetzung vollinhaltlich ab.

Ein vierter Teil enthält sodann pastorale Ermahnungen an verschiedene Stände der Kirche, die auch nicht feiner Nuancierungen entbehren.

ÜBER DIE EINHEIT DER KIRCHE

Hoffnungsvolle Zeichen:

«Und nun wollen Wir von jener Einheit handeln, die Uns besonders am Herzen liegt und die mit dem Uns von Gott anvertrauten Hirtenamt aufs innigste verknüpft ist: von der Einheit der Kirche.

Unser göttlicher Erlöser hat – das wissen wir alle – eine Gesellschaft gestiftet, die ihre Einheit bis an das Weltende bewahren sollte: ‚Siehe ich bin bei Euch bis zur Vollendung der Zeiten‘ (Mt 28,20). Um diese Einheit hat er seinen Vater inständig und sein Gebet wurde ohne Zweifel erhört, um seiner Ehrfurcht willen‘ (Hebr 5,7). ‚Daß alle eins seien, wie Du, Vater, in mir und ich in Dir; daß auch sie in uns eins seien‘ (Joh 17,21). Dieses Gebet weckt und stärkt in Uns die Hoffnung, daß doch einmal in allen, ‚die nicht von diesem Schafstall sind‘, der Wunsch erwacht, zu ihm zurückzukehren, so daß nach des Erlösers eigenen Worten ‚eine Herde und ein Hirt werde‘ (Joh 10,16).

Von dieser tröstlichen Hoffnung geleitet, ja heftig gedrängt, gaben Wir öffentlich Unsere Absicht bekannt, ein Ökumenisches Konzil einzuberufen, bei dem die geistlichen Vorsteher des ganzen Erdkreises zur Beratung ernster Fragen der Religion sich einfinden sollen. Hauptzweck dieses Konzils wird es sein, das Wachstum des katholischen Glaubens zu fördern, die Sitten des christlichen Volkes zu erneuern und die kirchlichen Rechtsnormen den Bedürfnissen und dem Denken unserer Zeit anzupassen. Ein wunderbares Schauspiel der Wahrheit, der Einheit und der Liebe! Ein Schauspiel, dessen Anblick, wie Wir hoffen, auch für die vom Apostolischen Stuhl Getrennten eine sanfte Einladung darstellen wird, jene Einheit, um die Jesus Christus seinen himmlischen Vater so inständig gebeten hatte, zu suchen und zu erlangen.

Zu Unserer Freude stellen Wir in jüngster Zeit bei mehreren vom Hl. Stuhl getrennten Gemeinschaften eine zunehmend wohlwollende Haltung gegenüber dem Glauben und den Einrichtungen der katholischen Kirche fest. Auch wächst die Achtung vor dem Apostolischen Stuhl mehr und mehr, weil das Streben nach Wahrheit vorgefaßte Meinungen aus dem Weg räumt. Überdies wissen Wir, daß fast alle, die (obwohl von uns und untereinander getrennt) sich Christen nennen, zum Zweck engerer Verbindungen mehr als einen Kongreß abgehalten und dazu auch ständige Räte eingesetzt haben. Das zeigt ihr lebhaftes Verlangen, wenigstens eine gewisse Einheit herzustellen.

Die vom Gründer der Kirche gestiftete Einheit

Ohne Zweifel hat unser göttlicher Erlöser seiner Kirche eine unerschütterliche Einheit beigegeben und eingestiftet. Gesetzt den

unwirklichen Fall, er hätte das nicht getan, wäre seine Gründung hinfällig und dem Wechsel der Zeit unterworfen gewesen, ähnlich den meisten philosophischen Systemen, die dem Gutdünken menschlicher Vermutungen und Ansichten preisgegeben sind. Eines nach dem andern entsteht im Laufe der Zeiten, verändert sich und verschwindet wieder.

Niemand kann leugnen, daß das der göttlichen Lehre Jesu Christi, der ‚der Weg, die Wahrheit und das Leben‘ (Joh 14,6) ist, gar nicht entsprechen würde.

Diese Einheit, von der Wir sagten, sie könne nicht hinfällig, unsicher und schwankend, sondern sie müsse etwas Dauerndes, Festes und Sicheres sein (siehe das Rundschreiben Pius XI. ‚Mortaliū animos‘ über die Pflege der wahren Einheit der Religion, AAS Vol. XX, 1928 p. 55), diese Einheit, geehrte Brüder und liebe Söhne, fehlt der katholischen Kirche – im Unterschied zu den andern christlichen Gemeinschaften – sicherlich nicht. Niemandem kann das entgehen, der sie aufmerksam studiert. Folgende drei Kennzeichen unterscheiden und zieren sie nämlich: Die Einheit der Lehre, der Leitung und der Liturgie. Sie liegt vor aller Augen offen zutage, damit alle sie anerkennen und ihr folgen können. Nach dem Willen des göttlichen Stifters sollten sich in dieser Einheit alle Schafe zu einer Herde unter der Leitung eines Hirten versammeln. Zu dem einen auf Petrus gegründeten Vaterhaus sind alle Söhne, in ihm, dem einen Reich Gottes, alle Völker in brüderlicher Eintracht sich zu vereinen gerufen. Ein Herz und eine Seele sollen die Bürger dieses Reiches sein auf Erden, damit sie dereinst der ewigen Seligkeit teilhaft würden im Himmel.

Einheit der Lehre

Die katholische Kirche befiehlt, die ganze Offenbarung Gottes treu und fest zu glauben, wie sie sich findet in der Heiligen Schrift oder der mündlichen oder schriftlichen Überlieferung, und wie sie von der Zeit der Apostel an im Lauf der Jahrhunderte von den Päpsten und den rechtmäßigen Ökumenischen Konzilien bekräftigt und definiert wurde. Wo einer von diesem Weg abirrte, hat die Kirche es nie versäumt, ihn immer wieder mit ihrer mütterlichen Autorität auf den rechten Weg zurückzurufen. Sie weiß gar wohl und hält daran fest, daß es nur eine Wahrheit gibt und man eben darum verschiedene, einander widersprechende ‚Wahrheiten‘ nicht annehmen kann. Sie macht sich den Ausspruch des Völkerapostels zu eigen: ‚Gegen die Wahrheit vermögen wir nichts, nur für die Wahrheit‘ (2. Kor 13,8).

Trotzdem überläßt auch die katholische Kirche viele Fragen den Theologen zur freien Auseinandersetzung, da es sich hier um nicht ganz sichere Punkte handelt und da in solchen Dingen – wie der berühmte englische Kardinal John Henry Newman bemerkt – derartige Kontroversen die Einheit der Kirche nicht zerreißen. Sie dienen vielmehr einer tieferen und besseren Erkenntnis der Dogmen, denn durch die Gegenüberstellung verschiedener Ansichten fällt neues Licht auf die Erkenntnis und das trägt viel dazu bei, ihr den Weg zu bereiten und sie sicherzustellen (siehe J. H. Newman, ‚Difficulties of Anglicans‘, vol. I, lect. X. p. 261). Jedenfalls ist der altbekannte Satz, der, verschieden formuliert, verschiedenen Autoren zugeschrieben wird, immer gültig und lobenswert: ‚Im Notwendigen Einheit, im Zweifelsfall Freiheit, in allem Liebe‘.

Einheit der Leitung

Die Einheit der Leitung in der katholischen Kirche ist jedermann sichtbar. Die Gläubigen sind den Priestern, die Priester den Bischöfen, die der Hl. Geist bestellt hat, die Kirche des Herrn zu leiten‘ (Apg 20,28) untergeordnet. Die Bischöfe hinwieder, alle zusammen und als einzelne, sind dem Römischen Pontifex unterstellt, insofern dieser als der Nachfolger Petri anzusehen ist, den Christus, der Herr, der Kirche zum Fels und zur Grundlage gesetzt hat (Mt 16,18). Ihm hat er im besonderen die

Vollmacht verliehen, auf Erden zu binden und zu lösen (ebd. 16,19), seine Brüder zu stärken (Luk 22,32) und die ganze Herde zu weiden' (Joh 21,15-17).

Einheit der Liturgie

Ebenso weiß jeder, daß die katholische Kirche von der Zeit der Apostel an eine erstaunliche Einheit des Kultes bewahrt hat, indem sie im ganzen katholischen Erdkreis die sieben Sakramente, die sie von Jesus Christus als heiliges Erbe empfangen, den Gläubigen zur Nahrung des geistlichen Lebens reichlich (italienische Fassung). Und wer wüßte nicht, daß nur ein Opfer, das eucharistische, in der Kirche gefeiert wird? Christus, unser Heil und Erlöser opfert sich darin unblutig aber wirklich, wie einst auf Kalvaria, jeden Tag für uns alle und gießt die unendlichen Schätze seiner Gnade über uns aus. Mit Recht sagt darum der hl. Cyprian: 'Neben dem einen Altar und dem einen Priestertum kann kein anderer Altar errichtet werden und kein neues Priestertum entstehen' (Epist. XLIII, 5; Corp. Vind. III, 2, 594; cf. Epist. XL, bei Migne PL, IV, 345). Trotzdem gibt es bekanntlich in der katholischen Kirche verschiedene Riten und ihrer Billigung steht nichts im Wege, denn sie, die Kirche, erstrahlt dadurch um so schöner, gleichsam als die Tochter des höchsten Königs in farbenstolzem Gewand (cf. Ps 44,15).

Auf daß alle diese wahre und harmonische Einheit erlangen, bringt der katholische Priester bei der eucharistischen Opferfeier die unbesteckte Hostie dem gütigen Gott dar, vor allem für Deine heilige katholische Kirche. Schenke ihr den Frieden auf dem ganzen Erdkreis, behüte, einige und leite sie huldvoll, Deinen Diener, unseren Papst, alle Rechtgläubigen und alle, die den katholischen und apostolischen Glauben fördern' (Kanon der Messe).

Väterliche Einladung zur Einheit

Möge dieses bewundernswerte Schauspiel der Einheit, das allein die katholische Kirche auszeichnet, mögen ihre Bitten und Gebete, durch die sie von Gott die gleiche Einheit für alle erfleht, euch, die ihr von diesem Apostolischen Stuhl getrennt seid, bewegen und heilsam anregen.

Laßt Uns euch mit innigem Verlangen Brüder und Söhne nennen. Laßt Unserem väterlich liebenden Herzen die Hoffnung auf eure Rückkehr. Mit der gleichen Hirtensorge, mit der Theophilus, der Bischof von Alexandrien, sich an seine Brüder und Söhne wandte, als ein unheilvolles Schisma das nahlose Gewand der Kirche zerriß, wenden Wir Uns an euch mit seinen Worten: 'Geliebteste, die wir der himmlischen Berufung teilhaftig sind, ahmen wir Jesus nach, den Führer und Vollender unseres Heils, jeder nach seinen eigenen Möglichkeiten. Umfassen wir jene Herzensdemut, die nach oben führt, jene Liebe, die uns mit Gott verbindet und den lautereren Glauben an die Geheimnisse Gottes. Fliehet alle Spaltung, meidet die Zwietracht - stützt euch in gegenseitiger Liebe. Hört Christi Worte: Daran wird man euch als meine Jünger erkennen, daß ihr einander liebet' (cf. Homilia in mysticam coenam; P. G. LXXVII, 1027).

Bedenkt, daß Unser von der Liebe diktiert Ruf zur Einheit der Kirche euch nicht in ein fremdes, sondern in euer eigenes, in das gemeinsame Vaterhaus einladet. Erlaubt Uns, in der Liebe Jesu' (Phil 1,8) die Mahnung: Gedenket eurer Väter, die euch das Wort Gottes verkündet haben! Betrachtet den Ausgang ihres Wandels und folget ihrem Glauben!' (Hebr 13,7). Die glorreiche Schar, die jedes eurer Völker bereits zum Himmel entsandt hat, vor allem jene, die durch ihre Schriften die Lehre Jesu richtig und eindringlich euch übermitteln und erklärt haben, laden euch gleichsam durch das Beispiel ihres Lebens zur Einheit mit dem Apostolischen Stuhl ein, mit dem auch eure christliche Gemeinschaft durch so viele Jahrhunderte zu eurem Heil verbunden war.

Mit den Worten des hl. Augustinus wenden Wir Uns deshalb an alle von Uns Getrennten als an Unsere Brüder: 'Ob sie nun

wollen oder nicht, sie sind doch unsere Brüder. Nur dann wären sie unsere Brüder nicht mehr, wenn sie nicht mehr sprechen würden: Vater unser' (siehe Aug. In Ps 32, Enarr. II, 29; Migne PL XXXVI, 299). 'Lieben wir Gott, unseren Herrn, lieben wir seine Kirche. Ihn als Vater, sie als Mutter. Ihn als Herrn, sie als seine Magd, weil wir die Söhne seiner Magd sind. Diese Ehe ist in großer Liebe geschlossen. Niemand kann den einen beleidigen und beim andern sich verdient machen ... Den Vater nicht beleidigt zu haben, was wird es nützen, wenn er die Kränkung der Mutter rächt? ... Haltet darum fest, Geliebte - alle und eines Sinnes -, an Gott dem Vater und an der Mutter Kirche' (id. In Ps 82, Enarr. II, 14; Migne PL, XXXVII, 1140).

Von der Dringlichkeit besonderer Gebete

Darum richten Wir inständige Bitten an den gütigen Gott, den Spender himmlischer Erleuchtungen und aller Güter, um Bewahrung der Einheit der Kirche und um Vermehrung der Hürde Christi und seines Reiches. Und Wir ermahnen alle Unsere Brüder und Söhne in Christus, ein Gleiches zu tun. Der Ausgang des künftigen Ökumenischen Konzils hängt gewiß mehr als von menschlichem Mühen und sorgfältigem Fleiß von einem heiligen Wettstreit eifrigen und gemeinsamen Betens ab. Zu diesem Beten laden Wir von Herzen auch jene ein, die, wenn sie auch nicht von dieser Hürde sind, doch Gott verehren und anbeten und seine Gebote ehrlichen Herzens zu halten bestrebt sind.

Möge das hohepriesterliche Gebet Christi diese Unsere Hoffnung und diese Unsere Wünsche mehren und vollenden: 'Heiliger Vater, bewahre sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast, damit sie eins seien wie wir ... Heilige sie in der Wahrheit: Dein Wort ist Wahrheit ... Nicht für sie allein bitte ich, sondern auch für jene, die durch ihr Wort an mich glauben ... damit sie vollendet seien zur Einheit' (Joh 17,11. 17. 20. 21. 23).

Aus der Einheit entspringen Friede und Freude

Mit dem ganzen katholischen Erdkreis erneuern Wir diese Bitte, und zwar nicht nur aus heißer Liebe zu allen Völkern, sondern auch aus evangelischer Bescheidenheit. Denn Wir kennen die Geringheit Unserer Person, die Gott nicht auf Grund Unserer Verdienste, sondern nach seinem heiligen Ratschluß zur Würde des Papsttums gnädig erhoben hat. Und so möchten Wir die Worte des ägyptischen Josef an alle Unsere vom Stuhl Petri getrennten Brüder und Söhne wiederholen: 'Ich bin ... Josef, euer Bruder' (Gen 45,2). Kommt! 'Gebt uns Raum' (2. Kor 7,2)! Wir verlangen nichts anderes, Wir wollen nichts anderes, Wir erstehen nichts anderes von Gott als euer Heil, als eure ewige Seligkeit! Kommt! Aus dieser ersehnten Einheit und Eintracht, die genährt und behütet sein muß von brüderlicher Liebe, wird ein großer Friede erblühen; jener Friede, der alles Begreifen übersteigt' (Phil 4,7), denn er steigt vom Himmel herab; jener Friede, den Christus durch den Gesang der Engel, die seine Krippe umschwebten, den Menschen verkündete, die guten Willens sind (cf. Luk 2,14); jener Friede, den er nach Einsetzung der Eucharistie als Sakrament und als Opfer mit den Worten verlieh: 'Meinen Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch - nicht so wie die Welt gibt, gebe ich euch' (Joh 14,27).

Friede und Freude. Auch Freude! Denn alle, die wirklich und wirksam zu dem mystischen Leibe Christi - und der ist die katholische Kirche - miteinander verbunden sind, haben teil an dem vom göttlichen Haupt in alle Glieder strömenden Leben und das erlaubt allen, die den Weisungen und Geboten unseres Erlösers treu folgen, schon in diesem irdischen Leben jene Freude zu verkosten, die ein Unterpfeiler und ein Vorbote der himmlischen, immerwährenden Seligkeit ist.

Der Friede der Seele muß tätig sein

Solange wir freilich in der Fremde dieser Erde noch auf dem

Weg uns mühen, bleibt dieser Friede, diese Seligkeit unvollendet. Keine unbeschwerte Rube ist ihm vergönnt, keine ungetrübte Heiterkeit beschert. Der Friede ist tätig, nicht träge, nicht müßig. Vor allem kämpft der Friede an gegen alle Irrtümer, auch wenn sie unter dem falschen und trügerischen Schein des Wahren sich verbergen; er kämpft an gegen die Lockungen und Schmeicheleien des Lasters, gegen alle Feinde des Menschen, die seine Unschuld oder die unseren katholischen Glauben zu schwächen, zu beflecken, zu verderben vermögen. Er kämpft gegen den Haß, die Eifersucht, die Zerwürfnisse, die ihn zerbrechen und zerreißen können. Darum hat unser göttlicher Erlöser selbst uns Seinen Frieden gegeben und anvertraut.

So darf denn der Friede, den wir suchen und mit allen Kräften erstreben sollen, niemals Irrtümern zustimmen oder mit deren

Förderern irgendwie zusammenspielen; er darf sich dem Laster nicht ergeben und muß alle Zwietracht vermeiden. Die dem Frieden anhangen, müssen bereit sein, für die Wahrheit und die Gerechtigkeit auf den eigenen Vorteil und die eigene Bequemlichkeit zu verzichten. Denn so steht geschrieben: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit ...“ (Mt 6,33).

Diese einmütige Einbeit, diesen wahren, tätigen und streitbaren Frieden erlebe uns von Gott die selige Jungfrau Maria, die Königin des Friedens, deren unbeflecktem Herzen Unser Vorgänger seligen Andenkens, Pius XII., das ganze Menschengeschlecht geweiht hat. Sie erlebe diesen Frieden Unseren Söhnen in Christus und allen, die – wenn auch von uns getrennt – nicht anders können, als die Wahrheit, die Einbeit und Eintracht zu lieben.»

DIE ÄMTER DER KIRCHE IM LICHT VON QUMRAN

Wenn jemand das Büchlein von Georg Molin «Lob Gottes aus der Wüste»¹ einem Freund oder Bekannten schenken würde, so könnte der Beschenkte sich geschmeichelt fühlen, daß bei ihm ein so hohes Niveau der Interessen vorausgesetzt wird. Aber die Lektüre dieser Lieder und Gebete von Qumran wäre vielleicht eher die Erfüllung eines Pensums als der Ausdruck eines spontanen Interesses. Man glaubt, daß man es dem eigenen Ruf schuldet, über Qumran informiert zu sein und wenigstens einige der Schriften von Qumran aus persönlichem Kontakt zu kennen.

So sehr nun dieses Pflichtbewußtsein zu einer Erweiterung des Wissens führt, so besteht doch die Gefahr, daß es totes Wissen bleibt. Denn befruchtend ist nur jenes Wissen, das Antwort gibt auf eine Frage, die uns persönlich beschäftigt und auch bedrängt hat. Erst dieser persönliche Bezug ermöglicht jene Assimilation des Wissens, die zur Entfaltung der Persönlichkeit beiträgt.

Wenn wir in Berücksichtigung dieses Gesetzes des geistigen Lebens versuchen, eine Brücke zu schlagen zwischen einem uns bedrängenden Problem und Qumran, so liegt in der Auswahl des aktuellen Problems, von dem her die konkrete Bedeutung Qumrans aufgezeigt werden soll, ein stark subjektives Moment. Immerhin schien uns, daß die Krise des französischen Katholizismus, die in den Jahren nach 1950 in ein akutes Stadium trat, den Vorteil hat, allgemein bekannt zu sein. Andererseits scheint diese Krise so weit überwunden zu sein, daß es nicht mehr indiskret ist, sie als illustrierendes Beispiel zu verwenden.

Erinnern wir kurz an einige Fakten, in denen diese Krise zum Ausdruck kam. 1950 wurden in Lyon fünf Theologieprofessoren abgesetzt. 1953 wurden die Arbeiterpriester unterdrückt. Der Dominikanerprovinzial von Paris wurde 1954 im Gegensatz zur approbierten Verfassung des Ordens direkt von Rom ernannt. Vier hervorragende Dominikaner mußten auf Veranlassung Roms das intellektuelle Zentrum Frankreichs, Paris, verlassen. Die Mitarbeit an einer katholischen Wochenzeitung wurde einzelnen Mitgliedern des Dominikanerordens verboten. Die von katholischen Laien redigierte Zeitschrift «La Quinzaine» kam auf den Index. Die von den Dominikanern herausgegebene Zeitschrift «La Vie Intellectuelle» hat im Dezember 1956 wegen Zensurschwierigkeiten ihr Erscheinen eingestellt. Die Nachfolgerin der Zeitschrift «La Quinzaine», «Le Bulletin», wurde von Rom im Juli 1957 ebenfalls verboten. Das Heilige Offizium in Rom ist im September 1957 gegen die katechetische Bewegung in Frankreich eingeschritten.

Diese Maßnahmen sind zweifelsohne ein Zeichen für die Krise, die der französische Katholizismus durchgemacht hat. Wie aber muß diese Krise gedeutet werden? In den Augen mancher Beobachter schien die Krise auf eine Spannung zwi-

schen der Amtskirche und der lebendigen Kirche zurückzugehen. Aber ist nicht schon diese Gegenüberstellung von Amtskirche und lebendiger Kirche eine tendenziöse Interpretation der kirchlichen Wirklichkeit? Denn in dieser Gegenüberstellung wird die Amtskirche ohne weiteres mit der Administration, mit dem kirchlichen Apparat, gleichgesetzt. Das ist zweifelsohne eine willkürliche Verengung des Amtsbegriffes. Denn der Katechismus lehrt uns, daß das Amt der Kirche dreifacher Art ist. Es gibt ein Hirtenamt, ein Lehramt und ein Priesteramt. Allerdings fällt einem auf, daß in dieser lehrmäßig klassischen Aufzählung das Prophetenamt fehlt. Woran liegt das? Etwa daran, daß die Kirche heute so erstarrt wäre, daß sie keinen Platz mehr hätte für das geistgetriebene Prophetenamt? Hätten wir also hierin den zentralen Gehalt der Krise des französischen Katholizismus zu sehen? Oder gründet das Fehlen des Prophetenamtes in der klassischen Aufzählung der Ämter der Kirche darin, daß das Prophetische überhaupt nie zum Wesen der Kirche gehört hat?

• Problematik der drei Ämter der Kirche

Wer versucht, eine klare Vorstellung von den drei Ämtern der Kirche zu gewinnen, stößt bald auf eine Schwierigkeit. Wohl sieht man unmittelbar, was das Priesteramt bedeutet, nämlich die Verwaltung der Sakramente. Auch die Bedeutung des Lehramtes ist klar, sofern wir darunter die Verkündigung des Wortes Gottes, die Predigt und den Unterricht verstehen. Immerhin könnte man hier schon fragen, wieso die Verkündigung ein eigenes Amt neben der Sakramentenspendung sei. Waren denn die Sakramente für Paulus nicht auch eine Form der Verkündigung? Schreibt er doch an die Korinther: «So oft ihr dieses Brot eßt und den Kelch trinkt, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis er kommt (1. Kor. 11, 26).

Die eigentliche Schwierigkeit beginnt aber, wenn wir den Inhalt des Hirtenamtes umschreiben wollen. Sehen wir uns die Erklärung an, die ein modernes und weit verbreitetes Werk gibt, nämlich *Herders Bildungsbuch*. Hier lesen wir: Dem Hirtenamt dient die Lehrgewalt des Papstes. Ferner: Der Hirtenaufgabe dient auch die priesterliche Gewalt. Diese Erklärung weckt den Eindruck, daß das Hirtenamt nicht ein besonderes Amt ist neben dem Lehramt und dem Priesteramt. Es scheint vielmehr, daß wir nur ein einziges Amt haben, nämlich das Hirtenamt und daß dieses Amt zwei Aufgabenkreise umfaßt, nämlich die Verkündigung und die Sakramentenspendung. So erhebt sich ganz natürlich die Frage, warum man denn von einem dreifachen Amt der Kirche spricht, wenn es praktisch nur zwei Ämter gibt, die klar voneinander unterschieden werden können.

Die Antwort scheint zunächst ganz einfach zu sein. Wir

¹ «Lob Gottes aus der Wüste. Lieder und Gebete aus den Handschriften vom Toten Meer». Übersetzt und eingeleitet von Georg Molin. Verlag Karl Alber, Freiburg, 66 Seiten.

sprechen von einem dreifachen Amt der Kirche, weil Christus ein dreifaches Amt ausgeübt hat. Die Kirche ist der in der Geschichte fortlebende Christus. Ihre Aufgabe ist also die gleiche wie die Aufgabe Christi. Hiemit verschiebt sich unsere Frage nach der Herkunft und Begründung des dreifachen Amtes von der Kirche auf Christus. Warum spricht man von einem dreifachen Amte Christi?

Konsultieren wir eine Dogmatik wie zum Beispiel die bekannte Dogmatik des Jesuiten *H. Hurter*, so wird uns geantwortet, das dreifache Amt Christi entspreche der dreifachen Not des Menschen. Das Hohepriestertum Christi diene der Aufhebung der Sünde und Verdammnis. Das Prophetenamt Christi stehe im Dienst der Überwindung von Unwissenheit und Irrtum. Das Königtum Christi sei eine Hilfe gegen die Begierlichkeit und Schwäche.

An dieser Erklärung fällt auf, daß nicht mehr vom Hirtenamt die Rede ist, sondern daß an seine Stelle das Königtum Christi tritt. Aber man sieht durchaus nicht ein, in welchem Zusammenhang Königtum Christi und Begierlichkeit des Menschen stehen. So spürt man sofort, woran diese Erklärung krankt. Sie findet in der Tradition die drei Titel vor, mit denen Christi Werk umschrieben wird: Christus ist Hohepriester, Prophet und König. Nun wird nach einer Erklärung dieser drei Titel gesucht. Da Christus eine Gestalt der Geschichte ist, müßte man doch diese Erklärung in der Geschichte suchen, in der Heilsgeschichte, so wie sie in den heiligen Schriften zur Darstellung kommt. Das aber hat Hurter nicht getan. Er ist nicht an der Heilsgeschichte interessiert, sondern an der theologischen Systematik. So greift er zurück auf die theologische Lehre vom Urstand des Menschen und dem rein spekulativ begründeten Unterschied zwischen dem Menschen vor dem Fall und dem Menschen nach dem Fall. Auf diese Weise wird ein in der Geschichte begründetes Faktum, nämlich die drei Titel Christi, einem ungeschichtlichen, rein spekulativen Zusammenhang untergeordnet. Hieraus erklärt sich die unverständliche Zuordnung von Königtum Christi und Begierlichkeit des Menschen.

Wir haben also die Erklärung für die drei Titel Christi und damit für das dreifache Amt der Kirche nicht in der spekulativen Theologie zu suchen, sondern in der Bibel. Läßt sich aber aus den Schriften des Neuen Testaments der Nachweis erbringen, daß der historische Jesus selbst den Anspruch erhoben hat, König, Priester und Prophet zu sein? Soweit es nur um den Titel geht, scheint die Sache am klarsten zu sein beim Königstitel. Nach der johanneischen Darstellung hat Jesus vor Pilatus den Anspruch erhoben, ein König zu sein. Ganz anders verhält es sich mit dem Titel Hohepriester. Jesus hat sich selbst nie Priester genannt. Auch seine Jünger haben ihn nie als Priester bezeichnet. Weder er noch seine Jünger haben priesterliche Funktionen im Tempel ausgeübt. Woher kommt es also, daß Jesus den Titel Hohepriester hat? Wer hat ihm diesen Titel zum ersten Mal beigelegt und mit welchem Recht?

Der hohepriesterliche Titel Christi

Wer Christus den Titel Hohepriester gegeben hat, wissen wir nicht. Denn dieser Titel findet sich im Hebräerbrief, dessen Verfasser wir nicht kennen. So können wir nur danach fragen, wie dieser unbekanntes Verfasser dazu gekommen ist, in Jesus den Hohenpriester zu sehen. Es versteht sich von selbst, daß es in dieser Frage nicht um die Ergründung rein persönlicher Motive geht, da wir die Person des Verfassers ja nicht kennen. Es kann also nur um die Frage gehen, ob der Hebräerbrief irgendwelche Anhaltspunkte enthält, die auf ein bestimmtes Milieu hinweisen, in dem der Brief entstanden ist oder an das der Brief gerichtet war. Auch letzteres ist fraglich, wer denn die Adressaten des Briefes sind. Die Überschrift «An die Hebräer», die heute über dem Brief

steht, ist nach allgemeiner Ansicht der Gelehrten nicht ursprünglich, sondern erst später hinzugekommen. Deshalb streitet man sich heute darüber, ob der Brief für Heidenchristen oder für Judenchristen geschrieben worden sei.

Wer die Schriften von Qumran kennt, dem kommt unwillkürlich der Gedanke, die Adressaten des Hebräerbriefes könnten ehemalige Mitglieder der Bundesgemeinde von Qumran gewesen sein. Denn die Bundesleute bezeichneten sich selbst als «Söhne Sadoks».² Da Sadok der höchste Priester Jerusalems zur Zeit Salomos war, müssen wir aus der Selbstbezeichnung «Söhne Sadoks» schließen, daß die Bundesleute sich als ein priesterliches Geschlecht verstanden. Dazu kommt, daß Sadok als der Ahnherr der legitimen Priester galt, womit gesagt ist, daß die Bundesleute Legitimisten waren, die dem Tempel nicht aus einer spiritualisierenden Tendenz heraus fern blieben, sondern aus Protest gegen die Hohenpriester, die nicht dem Hause der Sadokiden angehörten und somit illegitim waren. Die Bundesleute waren am Kult prinzipiell interessiert und hofften, es werde eine Zeit kommen, wo der Kult wieder vom legitimen Priestertum verwaltet würde.

Bekanntlich steht nun der Kult auch im Mittelpunkt des Hebräerbriefes, und zwar so sehr, daß ein moderner Mensch bei einer ersten Lektüre des Briefes sich kaum angesprochen, wenn nicht gar abgestoßen fühlt. Die kultische Argumentation des Hebräerbriefes paßt aber sehr gut in das geistige Milieu, das wir aus den Handschriften vom Toten Meer kennen. Das ist natürlich nur ein erstes Abgrenzen des Horizontes, in dessen Richtung eine genauere Untersuchung sich lohnen mag.

Greifen wir also einen einzelnen Punkt heraus. Im siebenten Kapitel, das das geistige Zentrum des Briefes darstellt, finden wir den folgenden Abschnitt:

«Wenn es nun Vollendung durch das levitische Priestertum gäbe – im Hinblick auf dieses hat das Volk ja das Gesetz empfangen –, wozu wäre dann noch nötig, daß ein anderer nach der Weise Melchisedeks zum Priester bestellt und daß er nicht Priester nach der Weise Aarons genannt wurde? Denn wenn das Priestertum wechselt, vollzieht sich mit Notwendigkeit auch ein Wechsel des Gesetzes. Der nämlich, über den dies gesagt wird, gehörte zu einem andern Stamm, aus dem keiner des Altars warten durfte; denn es ist offenkundig, daß unser Herr aus Juda hervorgegangen ist; von Priestern aus diesem Stamm hat aber Mose nichts geredet» (7,11–14).

Die Überlegung, die in diesem Abschnitt entwickelt wird, ist sehr kompliziert. Worum geht es? Der Verfasser hat in den vorausgehenden Kapiteln die These aufgestellt, daß Jesus Hohepriester sei. Gegen diese These muß vom Standpunkt der jüdischen Heilsgeschichte aus ein schwerwiegender Einwand erhoben werden. Nach den Bestimmungen des mosaischen Gesetzes ist das Priestertum dem Stamm Levi vorbehalten. Jesus aber kommt nicht aus dem Stamm Levi, sondern aus dem Stamm Juda. Infolgedessen ist es ausgeschlossen, daß ihm die hohepriesterliche Würde zukommen kann.

Auf uns Moderne macht dieser Einwand natürlich gar keinen Eindruck. Wir müssen also versuchen, uns in die geistige Welt des Verfassers einzufühlen. Die ersten Judenchristen, die für den Glauben an Jesus von Nazareth warben, mußten den Nachweis erbringen, daß dieser Jesus der von den heiligen Schriften verheißene Mann der Endzeit sei. Das konnten sie nur dadurch tun, daß sie zeigten, wie die Verheißungen auf Jesus paßten, wie sie sich in ihm erfüllten. Wenn nun die heiligen Schriften des Alten Bundes, mit denen man argumentierte, das Priestertum dem Stamme Levi reservierten, warum erhob man dann den Anspruch, Jesus sei Hohepriester? Wäre es nicht klüger gewesen, die These vom Hohenpriestertum Christi nicht aufzustellen, wenn sich doch nur Schwierigkeiten daraus ergaben?

² Cf. «Ein unklares Kapitel der Apostelgeschichte im Lichte von Qumran» in *Orientierung*, 1959, Nr. 2, S. 18.

Dazu kommt noch, daß zur Zeit Jesu bis zur Zerstörung des Tempels im Jahre 70 das Hohepriestertum weder populär noch geachtet war. Nach Ansicht des jüdischen Gelehrten S. W. Baron handhabten Hohepriester jener Zeit ihr Amt wie ein Handelsunternehmen. Es ging darum, in der kurzen Zeit, da sie die Funktion ausübten, die eben infolge politischer Verwicklungen vorzeitig zu Ende gehen konnte, möglichst rasch möglichst große Reichtümer zu erwerben.³ So kam es zu der allgemeinen Klage, wie eine rabbinische Schrift sie aufbewahrt hat: Die Häupter der priesterlichen Familien «sind Hohepriester, ihre Söhne sind Schatzmeister, ihre Schwiegersonne sind Oberaufseher und ihre Sklaven schwingen die Knüttel über unseren Köpfen». Wie kam also der Verfasser des Hebräerbriefes dazu, Jesus eine Funktion zuzuschreiben, die zeitgeschichtlich derart belastet war? Wie konnte er unter solchen Umständen überhaupt auf die Idee kommen, Jesus als Hohenpriester darzustellen? Das war doch propagandistisch gar kein zügiger Titel.

Hiezu wäre vielleicht doch zu bemerken, daß zur Zeit Jesu auch das Königsamt in Verruf gekommen war, da es doch von den Herodianern, die Idumäer waren, verwaltet wurde. Gewiß. Aber gerade dieser Vergleich weist uns auf das eigentliche Problem. Die Gestalt des Königs gehörte zu den endzeitlichen Erwartungen des jüdischen Volkes. Wenn die Endzeit kommt, dann wird dem Volk ein König geschenkt, der wie David sein wird, eben der Messias. Weil diese Erwartung im Volk vorhanden war, darum konnten die ersten Christen vor das Volk hintreten und sagen: Jesus von Nazareth ist derjenige, den ihr erwartet habt, er ist der verheißene Messias. Aber wurde denn für die Endzeit auch ein Hohepriester erwartet, so daß die ersten Christen in ihrer Predigt hätten sagen können: Jesus ist der Hohepriester, den ihr erwartet habt?

Zwei Messiasse

An diesem Punkt zeigt sich die Bedeutung der Handschriften vom Toten Meer. Sie zeigen uns, welche Erwartungen zur Zeit Jesu im Volk, oder genauer in einer bestimmten Gruppe des Volkes, lebendig waren. Tatsächlich bezeugen die Schriftrollen vom Toten Meer das Vorhandensein der Erwartung eines endzeitlichen Hohenpriesters. In der sogenannten «Regel der Kommunität» heißt es:

«Sie sollen keinen Rat des Gesetzes aufgeben und mit verstocktem Herzen leben, sondern sie sollen sich an die alten Rechtssatzungen halten, in denen die Männer der Gemeinschaft von Anfang an unterrichtet wurden, bis zum Kommen eines Propheten und der Messiasse Aarons und Israels» (IX 9–11).

In dieser Weisung werden zwei Perioden unterschieden, eine vorläufige und eine endgültige. Die endgültige Periode, die neue Zeit, der neue Äon, beginnt dann, wenn der Prophet und die beiden Messiasse kommen. Daß die Gemeinde von Qumran zwei Messiasse erwartet habe, hat anfangs derart überrascht und befremdet, daß einige Übersetzer glaubten, der Kopist der «Regel der Kommunität» habe sich verschrieben. Tatsächlich würde es genügen, den letzten Buchstaben des hebräischen Wortes für Messias wegzulassen und schon wäre der störende Plural «Messiasse» durch den Singular «Messias» ersetzt. Die Annahme eines solchen Schreibfehlers war durchaus nicht rein willkürlich. Sie beruhte vielmehr auf einem Vergleich der «Regel der Kommunität» mit der sogenannten Damaskusschrift. Diese Schrift wurde in einem Abstellraum in einer Synagoge in Kairo im Jahre 1896 entdeckt. In ihr ist dreimal die Rede vom «Kommen des Messias Aarons und Israels» und einmal heißt es «der Messias aus Aaron und aus Israel»⁴. Man hatte es also mit der genau gleichen Formulierung zu tun, wie in der «Regel der Kommunität», nur daß

in der Damaskusschrift ganz eindeutig der Singular zu lesen war. Es wurden nicht zwei Messiasse, sondern nur ein Messias erwartet.

Diese Streitfrage, ob es sich um einen oder um zwei Messiasse handle, wurde entschieden, als im Jahre 1955 eine weitere Schrift von Qumran veröffentlicht wurde, die sogenannte «Ordnung der Volksgemeinde». Diese Schrift entwirft ein Zukunftsbild der Gemeinde. Diese Zukunftsschau enthält unter anderem eine Schilderung des eschatologischen Gemeinschaftsmahles. Für dieses wird die folgende Regel gelten:

«Niemand darf zulangen beim Anbruch des Brotes und des Weins vor dem Priester. Denn er segnet den Anbruch des Brotes und des Weins und greift vor ihnen zum Brote zu. Und danach soll der Messias Israels zulangen zum Brot und zum Wein und nach ihm die ganze Gemeindeversammlung, ein jeder entsprechend dem ihm zukommenden Ehrenplatz.»⁵

Wir haben uns nicht mit der technischen Diskussion, zu der dieser Text Anlaß gibt, zu befassen. Auch verzichten wir darauf, eine weitere Stelle aus der «Ordnung der Volksgemeinde» anzuführen, die die gleiche Vorstellung von zwei Messiasen bezeugt. Wichtig ist für uns nur die Tatsache, daß die Qumraner aus der Hoffnung lebten, es werde der Messias Aarons kommen, der das hohepriesterliche Oberhaupt der israelitischen Gesamtgemeinde sein werde, und der Messias Israels, der den zweiten Rang einnehmen und die weltlich-politische Leitung ausüben werde.

Der endzeitliche Hohepriester

Wie sind nun die Qumraner zu dieser Erwartung eines endzeitlichen Hohenpriesters gekommen, wo doch die Evangelien nicht die Spur einer solchen Erwartung aufweisen?

Nach einer wohlfundierten Hypothese sind die Bundesleute von Qumran aus der asidäischen Bewegung hervorgegangen. Die Asidäer waren Fromme, die die Makkabäer in ihrem Kampf gegen die Hellenisierungsbestrebungen der Seleuziden unterstützten. Als dann aber der Makkabäer Jonathan im Jahre 152 v. Chr. das Amt des Hohenpriesters übernahm, kam es zu einer Aufspaltung der Asidäer. Denn der Makkabäer Jonathan war kein Sadokide und hatte somit kein Anrecht auf das Amt des Hohenpriesters. Man könnte nun vermuten, daß es sich im Protest einer Gruppe der Asidäer um den Ausdruck einer rein menschlichen Rivalität handelte. Bedeutete doch die Übernahme des Hohenpriesteramtes durch einen Nicht-Sadokiden die Beseitigung des Privilegs der Sadokiden. Wenn nun eine soziologische Gruppe ihrer privilegierten Stellung beraubt wird, so hat das noch immer zu einer Opposition geführt.

Eine rein machtpolitische Erklärung für die Sezession der Bundesleute kann aber nicht befriedigen. Denn die Schriften von Qumran bezeugen ein so hohes religiöses und ethisches Ideal, daß die Entstehung der Gemeinschaft nicht aus einem bloßen Ressentiment wegen einer soziologischen Machteinbuße hergeleitet werden kann. An der Entstehung der Gemeinschaft mußten auch eigentlich religiöse Motive beteiligt sein. Ein solches Motiv ist die Weisung des Propheten Isaias, sich in die Wüste zurückzuziehen, um dort das Kommen der Endzeit vorzubereiten.⁶

Wenn also die Intensität der eschatologischen Erwartung und die priesterliche Herkunft die Bundesleute von Qumran charakterisiert, dann ist die Vermutung begründet, daß sie in besonderer Weise an jenen prophetischen Verheißungen interessiert waren, die sich mit dem Priestertum der Endzeit befaßten. Eine solche Verheißung finden wir im vierten Nachtgesicht des Propheten Zacharias. Da heißt es:

«Da hub ich an und sagte zum Engel: Was bedeuten die beiden Öl-

³ S. W. Baron, Histoire d'Israël, Bd. I, S. 366.

⁴ Cf. K. G. Kuhn, Die beiden Messias Aarons und Israels, New Testament Studies, I (1954/55), S. 173.

⁵ Übersetzung von K. G. Kuhn, l. c. Anm. 4, S. 169.

⁶ Cf. «Johannes der Täufer: Ein Schüler der Essener?» in Orientierung, 1956, Nr. 23/24, S. 258.

bäume da rechts und links von dem Leuchter? ... Da sagte der Engel: Das sind die beiden Gesalbten, die vor dem Herrn der ganzen Erde stehen» (4,11.14).

Dieses Prophetenwort stammt aus dem Jahre 520 v. Chr., einer Zeit also, die durch eine intensive eschatologische Erwartung gekennzeichnet ist. In der Vision Zacharias von zwei Gesalbten kommt also zum Ausdruck, daß die endzeitliche Gemeinde Israels zwei Führer haben wird, einen politischen und einen priesterlichen. Da nun Zacharias Sohn eines Priesters war und den Vater im Priesteramt ablöste, begreifen wir, daß seine prophetische Schrift gerade in priesterlichen Kreisen lebendig blieb. Verständlich wird auch, daß dieser Kreis den priesterlichen Messias dem weltlichen Messias überordnet.

Hiemit scheint uns, daß wir die Antwort gefunden haben auf die Frage, wie der Verfasser des Hebräerbriefes dazu gekommen ist, Jesus als den Hohenpriester darzustellen. Er wandte sich an Juden, die für die Endzeit das Kommen eines Hohenpriesters erwarteten. Hierbei dürfen wir uns aber nicht vorstellen, daß der Verfasser des Hebräerbriefes seine Schrift nach Qumran geschickt habe. Nach Spicq und Braun ist der Hebräerbrief erst nach dem Jahr 67 geschrieben worden. Qumran aber ist im Jahr 68 zerstört worden,⁷ so daß sich die Bundesleute zerstreuten. Es gibt Gründe, die es wahrscheinlich machen, daß sich Bundesleute nach Syrien und Kleinasien flüchteten.⁸ Dort wäre der Verfasser des Hebräerbriefes mit ihnen in Kontakt gekommen.

Wir könnten nun diese Annahme noch weiter unterbauen, indem wir den Hebräerbrief durchgehen und all jene Gedanken hervorheben würden, die eine besondere Verwandtschaft mit der in Qumran herrschenden Ideenwelt aufweisen. Denken wir nur zum Beispiel daran, daß die Essener einen Eid ablegen mußten, daß sie die Namen der Engel geheim halten werden. Im Hebräerbrief heißt es von den Engeln: «Sind sie nicht alle dienstbare Geister, die ausgesandt werden zum Dienst um derer willen, die das Heil ererben sollen?» (1,14). Der uns zur Verfügung stehende Raum zwingt uns jedoch, uns mit dem zusammenfassenden Urteil zu begnügen, mit dem P. Braun seine Untersuchung beschließt: «Von allen Schriften des NT entspricht der Hebräerbrief am vollkommensten den Grundtendenzen der Sekte» (von Qumran) ... Der Verfasser des Hebräerbriefes hätte nicht anders schreiben können, «wenn er vor Abfassung seiner Trostschrift mit den Problemen der Bundesgemeinde vertraut gemacht worden wäre»⁹.

Wenn also die Entfaltung der Lehre vom Hohenpriestertum Christi durch die Erwartung der Bundesleute von Qumran angeregt wurde, so müssen wir wohl den Schluß ziehen, daß Gott diese Gemeinde in den Plan seiner Vorsehung einbezogen hat. Ihr war es aufgetragen, jene Tradition vom endzeitlichen Hohenpriester, den der Prophet Zacharias in seiner Vision geschaut hatte, lebendig zu erhalten bis ins erste Jahrhundert n. Chr., wo diese Tradition in Christus ihre Erfüllung finden sollte.

Obwohl also Jesus sich selbst nicht als Hoherpriester bezeichnet hat, so zeigt der Hebräerbrief, wie sehr dieser Titel Christus zukommt, wie richtig er sein Werk charakterisiert. Christus ist der wahre und endgültige Mittler zwischen Gott und Mensch: durch seine Sühnetat und durch sein fürbittendes Eintreten für uns im Himmel.

Die Dreizahl der Titel

Wie steht es nun aber mit den beiden andern Titeln, dem Königstitel und dem Prophetentitel? Wären wir nur auf die Schriften des Neuen Testaments angewiesen, so kämen wir niemals auf die Idee, daß es gerade diese drei Titel sind, König,

Priester und Prophet, die am geeignetsten sind, Person und Werk Christi zu umschreiben. Denn die Schriften des Neuen Testaments kennen viele Titel, mit deren Hilfe die ersten Christen versucht haben, dem Geheimnis Christi näher zu kommen. Das zeigt uns ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis der Christologie von Professor Cullmann.¹⁰ Neun Titel werden da aufgezählt, die die Einmaligkeit Christi umschreiben sollen. Diese neun Titel werden von Cullmann auf die vier Dimensionen der Person Christi verteilt: Der Präexistente ist der Logos und der Gottessohn; der irdische Jesus ist Prophet, leidender Gottesknecht und Hoherpriester; das gegenwärtige, also himmlische, Werk Jesu wird mit den beiden Titeln Herr und Heiland erfaßt; auf das zukünftige Werk Jesu beziehen sich die Titel Messias und Menschensohn.

Angesichts dieser Fülle von Titeln ist es tatsächlich erstaunlich, daß die Dogmatik gerade drei Titel festgehalten hat und zwar diese drei: König, Priester und Prophet. Wir haben eingangs gesehen, wie ein Theologe die Tatsache, daß von diesen drei Ämtern Christi gesprochen wird, spekulativ zu rechtfertigen suchte. Andererseits haben wir in jenem Text von Qumran, der die Erwartung eines endzeitlichen Hohenpriesters bezeugt, die Dreizahl angetroffen. In diesem Satz aus der «Regel der Kommunität» hieß es, die Bundesleute mögen sich an die herkömmlichen Vorschriften halten «bis zum Kommen eines Propheten und der Messiasse Aarons und Israels» (IX 11). Wir haben uns bereits mit der eigenartigen Tatsache befaßt, daß nicht ein Messias, sondern zwei Messiasse erwartet wurden. Nun gilt es zu beachten, daß neben den Messiasen auch noch von einem Propheten die Rede ist. Das heißt also, daß die Qumraner drei verschiedene Heilsgestalten für die Endzeit erwarteten: einen Propheten, einen Hohenpriester und einen König.

Nachdem wir gezeigt haben, wie sich der Gebrauch des hohepriesterlichen Titels im Hebräerbrief am besten aus der geistigen Welt Qumrans verstehen läßt, können wir das qumransche Zeugnis von der Dreizahl der Heilsgestalten als zweites Indiz für den Einfluß Qumrans auf die Kirche betrachten. Auf der einen Seite haben wir die Schriften des Neuen Testaments, die nirgends die Aussage enthalten, daß in Jesus die dreifache Erwartung für die Endzeit, nämlich der messianische Hohepriester, der messianische König und der endzeitliche Prophet, ihre Erfüllung gefunden hat. Auf der anderen Seite haben wir die katholische Tradition und Dogmatik, die Jesu Person und Werk mit diesen drei Attributen beschreiben: hohepriesterlich, königlich und prophetisch. Sind also die Bundesleute von Qumran und ihr Schrifttum das Bindeglied zwischen dem Neuen Testament und der katholischen Tradition?

Diese Frage nach einem historischen Zusammenhang zwischen Qumran und katholischer Tradition ist äußerst komplex.

Der jüdische Schriftsteller Flavius Josephus sagt in seinem Werk «Jüdische Altertümer» (13, 299) von dem Hasmonäer Johannes Hyrkanus (135–104 v. Chr.), er sei von Gott der drei höchsten Dinge gewürdigt worden: des Königtums, des Hohenpriestertums und der Prophetie. Das ist ein scheinbar klares Zeugnis für die Dreizahl der Titel. Wenn Josephus aber eine einzige Person zum Träger dieser drei Titel macht, so haben wir es mit einer Vorstellung zu tun, die im Gegensatz steht zu Qumran. Nun könnte man sich natürlich fragen, ob Josephus nicht eine Tradition repräsentiere, die ebenso lebendig war wie jene von Qumran. Das ist aber deshalb ausgeschlossen, weil Hölzcher den Nachweis für die Abhängigkeit des Josephus von seinen Quellen erbracht hat. Die Nachrichten des Josephus über die Hasmonäer gehen auf einen anonymen jüdischen Autor zurück, der als naher Verwandter der Hasmonäer für die Herrschaft der Hasmonäer begeistert war.¹¹ Deshalb glorifiziert er, was in den Augen der Frommen ein Abscheu war: die Vereinigung von Priestertum und Königtum in einer Person. Außerdem zeigt die im Text des Josephus gebotene Begründung für die prophetische Begabung des Hyrkanus, daß es sich nicht um ein biblisch verstandenes Prophetenamt handelt.

¹⁰ Die Christologie des Neuen Testaments. Tübingen, J. C. B. Mohr.

¹¹ Pauly-Wissowa 18, Sp. 1982, «Josephus».

⁷ Cf. «Zur Diskussion um die Handschriften vom Toten Meer» in Orientierung, 1956, Nr. 12/13, S. 141.

⁸ F. M. Braun OP, L'arrière-fond judaïque du quatrième évangile et la Communauté de l'Alliance, Revue Biblique, 62 (1955), S. 35.

⁹ L. c. Anm. 8, S. 37.

Ein weiteres Moment für die Untersuchung des historischen Zusammenhangs zwischen Qumran und katholischer Tradition ist die zweite jüdische Revolte vom Jahre 132–135 n. Chr. Auf den Münzen dieser Bewegung findet man teils den Namen des Anführers Simon, teils den Namen des Priesters Eleazar. Aber eine Münze wurde gefunden, die beide Namen gleichzeitig aufweist. Da nun der Priester Eleazar historisch betrachtet eine sehr schattenhafte Gestalt ist, fragt man sich, warum denn sein Name auf den Münzen steht. Handelt es sich hier nicht um einen Ausdruck der endzeitlichen Erwartung von zwei Messiasen, des Messias aus Aaron und des Messias aus Israel? Hinzu kommt, daß Rabbi Akiba den Anführer der Revolte, Simon, offiziell als Messias proklamiert hat. Hatte also Rabbi Akiba nicht die Rolle des endzeitlichen Propheten, der das Kommen des Messias verkündigt? Aus diesen und einer Reihe von weiteren Gründen kommt L. E. Toombs in seinem Artikel «Barcosiba and Qumran» zu der Schlußfolgerung: Die Ideen von Qumran und vor allem Qumrans eschatologische Erwartung von drei Heilsgestalten muß unter der Bevölkerung des zweiten Jahrhunderts n. Chr. weit verbreitet gewesen sein.¹²

Ein drittes Moment für die Untersuchung des historischen Zusammenhangs zwischen Qumran und katholischer Tradition sind die Testamente der zwölf Patriarchen. Im siebenten Kapitel des Testaments des Simeon heißt es:

«Denn es erweckt der Herr aus Levi einen Hohenpriester und aus Juda einen König» (Rießler, 1158).

Dieser Text bezeugt die Erwartung von zwei verschiedenen Heilsgestalten. Wenn E. F. K. Müller diesen Text trotzdem als Beweis für die Einzigkeit der Heilsgestalt anführt, so ist das ein Hinweis auf die äußerst komplexe Diskussion um die Testamente. Müller schreibt: «Den Testamenten der zwölf Patriarchen ist die Vorstellung geläufig, daß der Welt-erlöser aus Levi und Juda zugleich entstamme.»¹³ Diese Deutung gründet zweifelsohne darin, daß Müller den erläuternden Zusatz «Gott und Mensch» nicht unter dem Gesichtspunkt der Interpolation betrachtet, sondern ihn als Zeugen für die sich entwickelnde christliche Tradition von dem dreifachen Amt Christi behandelt. Ähnlich wie Müller deutet auch C. Spicq die Testamente. Die Stämme Levi und Juda sind Symbole für Priestertum und Königtum. Die Testamente wollen also sagen, daß das Heil Israels aus dem Priestertum kommt, das so eng mit dem Königtum verbunden ist, daß das Königtum in ihm aufgeht.¹⁴ Soweit Spicq die Überordnung des Priestertums über das Königtum betonen will, fügt sich seine Deutung in die literargeschichtliche Hypothese, die Pierre Grelot herausgearbeitet hat.¹⁵ Hiernach gehen sowohl die griechischen Testamente wie die aramäischen Fragmente auf ein hebräisches Original zurück, das zur Zeit der Makkabäer-Kriege in levitischen Kreisen entstanden ist. Hiemit stellt sich aber die entscheidende Frage nach der Entwicklung der eschatologischen Lehre. Hat die Abwendung eines Teils der Asidäer von den Hasmonäern nicht zu einer Rückkehr zu der seit Zacharias traditionellen Lehre von den zwei Gesalbten geführt? Spiegelt sich diese Entwicklung nicht in den verschiedenen Redaktionsstufen der Testamente der zwölf Patriarchen?

Ein literarischer Zusammenhang zwischen den Testamenten der zwölf Patriarchen und dem kirchlichen Schriftsteller Hippolyt zu Beginn des dritten Jahrhunderts wurde von L. Mariès aufgezeigt.¹⁶ Denn Hippolyt will den Nachweis erbringen, daß in Jesus sowohl die Erwartung des Messias aus Juda wie die Erwartung des Messias aus Levi erfüllt ist.

Während nun der Schriftsteller Hippolyt ein Zeuge für die Vorstellung vom zweifachen Amt Christi ist, dem Priestertum und dem Königtum, finden wir beim Kirchenhistoriker Eusebius den dreifachen Titel für Christus: Priester, Prophet und König. Stützt Eusebius sich auf eine Tradition? Steht er in Abhängigkeit von Philon, der die Einmaligkeit der Stellung des Moses damit begründet, daß er gleichzeitig Gesetzgeber, König, Prophet und Priester war, wobei aber für Philon die Dreizahl der Gnaden feststeht, so daß das Amt des Gesetzgebers und Königs zusammenfallen?¹⁷

Wie immer der wissenschaftliche Nachweis für den historischen Zusammenhang zwischen den drei endzeitlichen Heilsgestalten von Qumran und dem dreifachen Amt Christi und der Kirche im einzelnen geführt werden mag, so geht aus

unserer bisherigen Erörterung des Problems doch eines mit aller Deutlichkeit hervor: Der Weg zu einem besseren Verständnis des dreifachen Amtes der Kirche führt nicht über die spekulative Theologie, die mit den Bedürfnissen der menschlichen Natur argumentiert, sondern über Qumran. Zwischen den drei Ämtern der Kirche, den drei Heilsgestalten von Qumran und den Institutionen der alttestamentlichen Heilsgeschichte besteht ein Sinnzusammenhang. Sie visieren dieselbe Realität, nämlich den Gottesbund, der zu seiner Verwirklichung der entsprechenden Organe bedarf.

Die Organe des Bundes

Für das alttestamentliche Gottesvolk waren König, Priester und Prophet die Organe des Bundes mit Gott. Genau die gleiche Funktion kommt auch den endzeitlichen Heilsgestalten von Qumran zu. Sie sind die ideale Verwirklichung der alttestamentlichen Organe des Gottesbundes. Das ersehen wir aus der «Regel der Volksgemeinde» von Qumran, deren zweite Kolumne den Ritus des heiligen Mahles der messianischen Zeit beschreibt; des weitern hat diese Interpretation eine Stütze in einer Sammlung von liturgischen Segensworten, von denen das eine den Hohenpriester, das andere den König und das dritte den Propheten betrifft, wenn wir der Erklärung von J. T. Milik, dem Herausgeber dieser Segensworte, folgen.¹⁸

Welches waren nun die Aufgaben, die den Organen des Bundes in der Heilsgeschichte Israels zukamen? Die Priester hatten eine zweifache Aufgabe: die Pflege des Kultes und die religiöse Unterweisung. So wird die Aufgabe des Priesters zum Beispiel im Moses-Segen des 5. Buches Moses (33, 10) umschrieben.

Von der Aufgabe des Königs würden wir meinen, sie sei rein politischer Natur gewesen. Aber das ist schon deshalb nicht richtig, weil der König ein Gesalbter war. Sein politisches Tun sollte nicht Selbstzweck sein, sondern der Beobachtung des Gottesbundes dienen. Als sich dann das Königtum trotzdem immer mehr in rein weltliche Politik verstrickte, ist eine geistige Bewegung entstanden, deren Leitideen im Deuteronomium ihren Niederschlag gefunden haben. Diese Kreise wie auch der Prophet Ezechiel sahen die vornehmste Pflicht des Königs darin, die heiligen Ordnungen des Gottesbundes zu überwachen und zu fördern. Gewiß, das ist eine ideale Konzeption des israelitischen Königtums. Trotzdem zeigt ein Blick auf die Geschichte Israels, daß das Königtum tatsächlich zur Festigung des Priestertums beigetragen und die Herausbildung fester religiöser Lebensformen gefördert hat.

Der Prophet als Organ des Bundes ist die gottgesetzte Korrektur der Verflachung und Erstarrung, denen jede Institutionalisierung des Religiösen anheim zu fallen droht. Der Prophet steht also auf Grund seiner Berufung, auf Grund seines Amtes, in einer polaren Spannung zu Priestertum und Königtum. Aber gerade weil es sich um eine polare Spannung handelt, so sind beide aufeinander angewiesen. Priestertum und Königtum bedürfen nicht weniger des Propheten als der Prophet des Priestertums und des Königtums bedarf. Die prophetische Betonung der Ausschließlichkeit Gottes und der Transzendenz Gottes würde zu einer rein negativen Einstellung gegenüber dem Leben führen, wenn diese Botschaft nicht an Menschen erginge, deren Lebensgefühl vom Priestertum mit seinen kultischen Formen geprägt ist und somit aus der Erfahrung von Gottes Immanenz lebt.

Wenn nun die Kirche der Neue Bund ist, der im Blute Jesu gestiftet worden ist, so bedarf auch dieser Neue Bund der Organe des Bundes, jener Ämter, die dem Leben dieses Neuen Bundes dienen. Diese Organe des Neuen Bundes sind verwirklicht im dreifachen Amt der Kirche: Priestertum, Königtum und Prophetentum.

¹⁸ Qumran Cave I, S. 122.

¹² New Testament Studies IV (1957/8), S. 65–71.

¹³ Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 8, S. 733, «Jesu Christi dreifaches Amt».

¹⁴ L'Épître aux Hébreux II, S. 125.

¹⁵ Notes sur le Testament araméen de Lévi, Revue Biblique 63 (1956), S. 391–406.

¹⁶ Le Messie issu de Lévi chez Hippolyte de Rome, Recherches de Science Religieuse 39 (1951–1952), S. 381–396.

¹⁷ H. A. Wolfson, Philo, II, S. 17.

Wie im Alten Bund, so hat auch im Neuen Bund das Priestertum die doppelte Aufgabe der Verwaltung des Kultes in der Sakramentenspendung und der religiösen Unterweisung.

Das Königtum der Kirche, so wie es im Papsttum seine konkrete Gestalt gefunden hat und das man zur Vermeidung von Mißverständnissen eher Hirtenamt denn Königsamt nennt, ist ausgerichtet auf die Förderung jener religiösen Lebensformen, die das Gekommensein Gottes dem Menschen nahebringen wollen und zwar nicht dem Menschen als isoliertem Individuum, sondern dem Menschen als Glied des neuen Gottesvolkes. Ohne dieses Hirtenamt gäbe es wohl Zentren des Kultes und der Unterweisung, aber es gäbe kein Gottesvolk, das über die ganze Erde hin zerstreut sein kann und sich trotzdem als Einheit weiß.

Das Prophetische in der Kirche

Ist nun aber nicht auch das Prophetische ein Amt der Kirche, eine Funktion, die zum Wesen der Kirche gehört? War etwa die Aufgabe eines *Franz von Assisi* nicht eine prophetische? Die Verkündigung seines Armutsideals war ein Protest gegen den Reichtum und die Verweltlichung der Kirche. War etwa *Katharina von Siena* nicht eine prophetische Gestalt? Sie, die am weltlichen Hof der Päpste in Avignon den hohen Prälaten sittliche Umkehr predigte und vom Papst die Rückkehr nach Rom forderte?

So wird man sich fragen, ob nicht auch die Manifestationen innerhalb des französischen Katholizismus als Äußerung des Prophetischen in der Kirche zu verstehen seien. Hiemit wollen wir die Träger dieses prophetischen Geistes nicht kanonisieren. Denn so wenig wie die Träger des priesterlichen Amtes Heilige sind, so wenig kann gesagt werden, daß die Ausübung der prophetischen Funktion wesensnotwendig an persönliche Heiligkeit gebunden sei.

Wenn wir nun über den prophetischen Charakter einer Bewegung in der Kirche urteilen wollen, so müssen wir uns selbstverständlich am Wesensbild der alttestamentlichen Prophetie orientieren. Wir haben bereits erwähnt, daß ein wesentlicher Zug der Prophetie die Warnung vor den Gefahren ist, die mit der fortschreitenden Institutionalisierung des königlichen und priesterlichen Amtes gegeben sind.

So waren also zum Beispiel die Arbeiterpriester ein Protest gegen die Identifikation des Religiösen mit dem Kultischen. Sie forderten als Ergänzung die «*présence*», das religiöse Zeugnis, das in der Schicksalsgemeinschaft besteht. – So war zum Beispiel die Zeitschrift «*La Quinzaine*» ein Protest gegen die fast institutionelle Bindung der Katholiken an die konservative Politik der Rechten und des Kapitals. Ihr Ziel war sicher die Warnung vor einer Vermengung von Kirche und Partei, von Politik und Religion, obwohl sie der gleichen Vermengung zum Opfer fiel, wenn auch nach links. – So war,

Sozialer Friede und Unternehmerverantwortlichkeit

(Zum Weltkongreß der UNIAPAC vom 3.–7. Juni 1959 in Luzern)

Die UNIAPAC als Internationale der katholischen Unternehmer

Nachdem «*Rerum Novarum*» den geistigen Grundstein für die Gründung christlicher Arbeitnehmerorganisationen gelegt hatte, führte «*Quadragesimo Anno*», vierzig Jahre später, zum Zusammenschluß der christlichen Arbeitgeber. 1931 schlossen sich in Rom einige bereits bestehende nationale Verbände katholischer Unternehmer zur UNIAPAC (Union

um das Prophetische an einem dritten Beispiel zu erläutern, die Theologie der Lyoner Professoren ein Versuch, die «*Abkapselung in einem System*» zu durchbrechen, um die gegenwärtige Wirklichkeit und Begrifflichkeit in das theologische Denken aufzunehmen.

Wenn wir also den Manifestationen im französischen Katholizismus eine prophetische Funktion zuerkennen, so stehen wir vor der Frage: Warum hat dann Rom eingegriffen? Ist das nicht ein deutliches Zeichen, daß Rom das Prophetische heute nicht mehr als Funktion der Kirche anerkennt?

Diese Frage ist aus folgenden Gründen mit einem klaren Nein zu beantworten. Insofern Rom das Königs- oder Hirtenamt repräsentiert, obliegt ihm die Sorge für die Einheit des Gottesvolkes. Diese Einheit war in Frankreich gefährdet. Deshalb mußte Rom Maßnahmen ergreifen, um diese Einheit neu zu festigen. Wenn nun die Träger der prophetischen Funktion Opfer dieser Maßnahmen waren, so nicht etwa deshalb, weil Rom die prophetische Funktion nicht anerkennen würde, sondern deshalb, weil die Träger der prophetischen Funktion eine Elite darstellen, die fähig ist, jene Opfer zu bringen, die der Einheit des Gottesvolkes dienen.

Die Krise des französischen Katholizismus hat also nichts zu tun mit einer Krise der hierarchischen Struktur der Kirche, sondern sie ist eine Krise der öffentlichen Meinung innerhalb der Kirche, und zwar in dem Sinn, daß es im französischen Katholizismus noch keine öffentliche Meinung gibt. Weil die Vermittlerrolle der öffentlichen Meinung fehlte, deshalb stießen die Manifestationen des prophetischen Geistes nur auf die Opposition des Integritismus, wodurch die Einheit des Gottesvolkes tatsächlich in Gefahr kam.

*

Überblicken wir unsere Ausführungen, so scheinen uns zwei Gedanken zentral zu sein:

1. Wie kam die erste oder zweite christliche Generation dazu, Jesus, der sich selbst nie Priester genannt hat, als Hohenpriester zu sehen? Der Hebräerbrief und insbesondere das 7. Kapitel führten zu der Erkenntnis, daß der hohepriesterliche Titel Jesu eine Antwort war auf die Problematik der qumranischen Theologie, insbesondere eine Antwort auf ihre Erwartung eines endzeitlichen Hohenpriesters. In diesem Sinn kann man von einem indirekten Einfluß Qumrans auf das Christusbild der Kirche und damit ihre Spiritualität sprechen.

2. Die Dreizahl, die wir in der endzeitlichen Erwartung Qumrans und im Amtsverständnis der Kirche finden, stellt die Frage nach dem historischen Zusammenhang. Obwohl diese Frage noch der wissenschaftlichen Erörterung harret, so hat doch die Reflexion über den Strukturzusammenhang zwischen den drei Heilsgestalten von Qumran und dem dreifachen Amt der Kirche gezeigt, daß das Prophetische eine wesentliche Funktion der Kirche ist. *M. Brändle*

Internationale des Associations Patronales Catholiques) zusammen. Bis nach dem zweiten Weltkrieg hielt sich diese Internationale der katholischen Unternehmer in einem noch auf wenige europäische Länder beschränkten Rahmen. Durch die Gründung und den Anschluß einer Reihe neuer nationaler Vereinigungen nahm sie seit 1947 einen raschen Aufschwung und dehnte sich von Europa her auf andere Kontinente aus. Heute umfaßt sie Organisationen, die insgesamt ungefähr 20 000 Mitglieder zählen, in den folgenden Ländern: Argentinien, Belgien, Chile, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Italien, Kanada, Kuba, Peru, Portugal, Schweiz, Spanien, Uruguay und USA.

Von den deutschsprachigen Ländern besitzen Deutschland und die Schweiz Vereinigungen katholischer Unternehmer;

in Deutschland besteht seit 1947 der «Bund katholischer Unternehmer» (BKU); in der Schweiz die 1949 in Einsiedeln gegründete «Vereinigung christlicher Unternehmer der Schweiz» (VCU); in Österreich dürfte es in absehbarer Zeit zu einer Gruppenbildung kommen. Weitere Neugründungen stehen in Nord- und Südamerika, so vor allem in Mexiko, unmittelbar bevor. Bestrebungen zur Sammlung der in Südostasien und in Afrika zerstreuten christlichen Unternehmer sind ebenfalls aufgenommen worden.*

Die UNIAPAC hat sich in ihren Statuten zum Zweck gesetzt:

- ▷ Die Grundsätze und Realisierungen der christlichen Soziallehre zu studieren und im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben zu verbreiten;
- ▷ als Verbindung zwischen den bestehenden Vereinigungen christlicher Unternehmer zu wirken und, wo noch keine bestehen, solche zu schaffen;
- ▷ auf internationalem Boden die Initiativen, welche diesen Zielen dienen, in Zusammenarbeit mit andern internationalen Organisationen gemeinsam zu entwickeln, zu fördern und zu koordinieren.

Es macht den besondern Charakter der UNIAPAC aus, daß sie kein Berufs- oder Wirtschaftsverband im üblichen Sinn ist, das heißt daß sie weder wirtschaftliche und soziale noch berufliche Interessen vertreten will, sondern ihre Aufgabe vielmehr darin sieht, durch weltanschauliche, berufsethische und staatspolitische Schulung die christlich denkenden Unternehmer zu befähigen, ihre Mission als Arbeitgeber und Unternehmer im Betrieb, in den Berufsorganisationen und Wirtschaftsverbänden und in der Öffentlichkeit nach den Grundsätzen der christlichen Soziallehre zu erfassen und zu erfüllen.

Für die Sicherung des sozialen Friedens in diesen Bereichen können die Vereinigungen christlicher Unternehmer eine besondere Mission erfüllen, gerade weil sie keine Interessenorganisationen und keine Machtinstrumente wie andere Wirtschaftsverbände sind und sein wollen.

Der XV. Weltkongreß 1959 der UNIAPAC in LUZERN

Die UNIAPAC lädt alle zwei Jahre ihre Nationalverbände, deren Mitglieder und Angehörige zu einem Weltkongreß ein. Die letzten Kongresse fanden 1953 in Köln, 1955 in Paris und 1957 in Montreal statt. Zum erstenmal fiel nun der «Vereinigung christlicher Unternehmer der Schweiz» die Ehre zu, das Welttreffen der katholischen Unternehmer auf Schweizerboden zu organisieren.

Ein Weltkongreß der UNIAPAC dient zwei Hauptzwecken, und zwar einem grundsätzlichen und einem gesellschaftlichen:

1. Die Auffassung und Stellungnahme der katholischen Unternehmerschaft zu den aktuellen Problemen der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ordnung in der Öffentlichkeit zum Ausdruck zu bringen und im Sinn dieser Auffassung auf die öffentliche Meinung Einfluß zu nehmen.

Ist das notwendig?

Ist das möglich?

Über die Notwendigkeit, die christliche Soziallehre in der Sicht des katholischen Unternehmers zu vertreten, müßte heute eigentlich nichts weiteres gesagt werden.

* Zur Zeit steht die UNIAPAC unter dem Präsidium des italienischen Industriellen Comm. Dr. Giuseppe Mosca, Mailand. Ihr kirchlicher Protektor ist S. E. Kardinal G. Siri, Erzbischof von Genua. Sie wird von einem Direktionskomitee und einem Conseil Central des Délégués, der aus je zwei Vertretern der angeschlossenen Länderverbände gebildet ist, geleitet. Die Geschäfte werden von einem derzeit in Brüssel domizilierten Generalsekretariat geführt, während die Länderverbände eigene nationale Sekretariate unterhalten.

Daher seien nur zwei kurze Feststellungen angebracht:

Erste Feststellung: Die Öffentlichkeit, ja die Welt, hat einen Anspruch darauf, daß die christlichen Unternehmer Stellung beziehen, daß sie laut und unmißverständlich sagen, wie sie Wesen und Funktion von Gesellschaft, Staat und Wirtschaft sehen, was sie für die richtige Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung halten, wie sie die Beziehungen im Betrieb, im Beruf, im Staat und in der internationalen Gemeinschaft regeln wollen.

Zweite Feststellung: Die katholischen Unternehmer sind dafür mitverantwortlich, daß die christliche Soziallehre ausgebaut, daß die erforderliche «*unité de doctrine*» Wirklichkeit werde.

Das bedingt geistige Zusammenarbeit der Unternehmer nach drei Richtungen: Mit den Angehörigen des eigenen Standes – mit den anderen Sozialgruppen – mit der katholischen Wissenschaft (Sozialphilosophie, Ethik, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft, Rechtswissenschaft usw.).

Studientagungen und Kongresse auf regionaler, nationaler, vor allem aber auf internationaler Ebene müssen diesem Ziel der Klärung, Vertiefung und vor allem auch der Aktualisierung, das heißt der praktischen Anwendung der christlichen Soziallehre dienen.

Ist es aber auch möglich, bei der starken Divergenz von nationalen Anschauungen, Empfindungen und Temperamenten zu einer übereinstimmenden Auffassung in so schwierigen Fragen, wie sie die Soziallehre bietet, zu kommen und dazu eine gemeinsame Stellungnahme des katholischen Unternehmertums der ganzen Welt zu publizieren?

In der UNIAPAC ist diese Möglichkeit vielleicht größer und aussichtsreicher als in andern internationalen Organisationen ähnlicher Art, denn sie beruht:

- ▷ In der gemeinsamen christlichen Soziallehre;
- ▷ im festen und erprobten Willen zu brüderlich-christlicher Zusammenarbeit;
- ▷ im gebieterischen Zwang der Verhältnisse, die uns keine Ausflüchte mehr erlauben.

Der zweite, durchaus legitime und in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzende Zweck eines internationalen Treffens katholischer Unternehmer aus der ganzen Welt liegt in der Herstellung neuer und in der Befestigung bestehender persönlicher, familiärer, gesellschaftlicher und auch geschäftlicher Kontakte und Beziehungen.

Hat der Luzerner Kongreß 1959 der UNIAPAC diese Erwartungen und Hoffnungen erfüllt?

In aller Sachlichkeit darf festgestellt werden, daß sie nicht nur erfüllt, sondern übertroffen wurden. Dies wohl deshalb, weil die Arbeiten des Kongresses, in Erkenntnis unserer schwachen menschlichen Kräfte, bewußt in den Segenschutz des höchsten und ewigen Unternehmers gestellt wurden, dessen Hauch, wie ein Prediger zum Schluß des Kongresses ausführte, vom ersten bis zum letzten Tag spürbar war.

Die grundsätzliche Bedeutung des Kongresses und seines Themas wurde von höchster kirchlicher Stelle aus durch zwei Akte unterstrichen: S. E. Kardinal Giuseppe Siri, der kirchliche Protektor der UNIAPAC, wurde von Papst Johannes XXIII. offiziell an den Kongreß delegiert und überbrachte diesem eine päpstliche Botschaft. Diese führte unter anderem aus:

«Allein schon das Thema dieses XV. Weltkongresses, ‚Sozialer Friede‘, würde genügen, um die Aufmerksamkeit Seiner Heiligkeit zu erwecken, denn die Kirche hört nie auf, den Frieden zu empfehlen und zu fördern, diesen Frieden, der sowohl im Betrieb wie in der Berufsgemeinschaft und auf nationaler und internationaler Ebene ersehnt wird. Man kann deshalb die Teilnehmer des Kongresses nicht genug ermuntern, mit gesundem Realismus die moralischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen zu prüfen, die am besten geeignet sind,

gesunde Beziehungen unter allen jenen herzustellen, welche im gleichen Betrieb, in der gleichen Berufsgemeinschaft und im gleichen Land durch die Arbeit zusammengeführt werden».

In seiner Eröffnungsansprache umschrieb Kardinal Siri seinerseits die sozialtheologischen und -philosophischen Grundlagen einer Friedensordnung nach der christlichen Soziallehre und legte damit die doktrinale Grundlage für die Arbeit des Kongresses.

Der Kongreß nahm drei Referate über die Gestaltung des sozialen Friedens in den verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens entgegen:

- ▷ Der soziale Friede in Betrieb und Unternehmung (L. A. Bekaert, Präsident der Fédération Belge des Patrons Catholiques).
- ▷ Die Berufsorganisationen und der soziale Friede (Prof. W. Büchi, Freiburg, wissenschaftlicher Mitarbeiter der schweizerischen VCU).
- ▷ Der soziale Friede im Staat und in der internationalen Ordnung (Prof. Dr. F. Burghaber, Mitglied des deutschen Bundestages und des deutschen BKU).

Diese Referate bildeten die Zusammenfassung der Ergebnisse aus den Berichten, welche die nationalen Verbände in den Monaten vor dem Kongreß, auf Grund eines von der UNIAPAC aufgestellten umfassenden Fragebogens, über die Verwirklichung des sozialen Friedens in ihren Ländern erstattet hatten.

In neun Arbeitsgruppen wurden Einzelfragen aus dem vielschichtigen Problemkomplex vertieft und in ihren besonderen nationalen Erscheinungsformen beleuchtet, so zum Beispiel die Funktionen der Berufsorganisationen, die kollektiven Arbeitskonflikte und die Mittel zu ihrer Schlichtung, die staatsbürgerlichen Aufgaben des Unternehmers, die Rolle des Staates in der Verwirklichung des sozialen Friedens usw. Besonders intensiv befaßte sich die Aussprache mit der aktuellen wirtschaftlichen und sozialen Situation in den unterentwickelten Ländern, welche gerade heute neue Herde sozialer Konflikte bilden.

Wenn wir bereits früher geschrieben haben, «daß der UNIAPAC-Kongreß 1959 als ein Testfall dafür zu betrachten sein werde, ob eine weltweite einheitliche (= katholische) Stellungnahme der katholischen Unternehmer tatsächlich möglich ist» (VCU-Bulletin Nr. 83), so dürfen wir heute konstatieren, daß dieser Test durchaus positiv ausgefallen ist. Im Schlußreferat des Kongresses von Ernest Decré, des Präsidenten des Centre du Patronat Catholique Français, wurde eine von tiefer berufsethischer Auffassung bestimmte «Stellungnahme der UNIAPAC zum sozialen Frieden» umschrieben, die dann abschließend auch in prägnant formulierten Resolutionen niedergelegt wurde.

Das Kongreß-Thema «Sozialer Friede und Unternehmerverantwortlichkeit»

Als zentrales und einheitliches Thema ihres Weltkongresses 1959 hatte die UNIAPAC, einem schweizerischen Vorschlag folgend, «Sozialer Friede und Unternehmerverantwortlichkeit» gewählt. Das Ziel der Aussprache sollte sein, zu einer gemeinsamen, übereinstimmenden, grundsätzlichen Konzeption der christlichen Unternehmer über dieses Problem zu gelangen.

Die Aufgabe bestand darin, vorerst die Voraussetzungen und Bedingungen, sodann das innere Wesen und die äußeren Formen und schließlich die Wirkbereiche des sozialen Friedens zu bestimmen.

Aus den in ausgiebigen und umfassenden Aussprachen gewonnenen Erkenntnissen sollen hier die drei uns am bedeutendsten erscheinenden herausgehoben werden:

1. Das eigentliche Wesen des sozialen Friedens besteht weniger in seinen institutionellen Realisierungen (ob-

wohl diese nicht zu unterschätzen sind), sondern in einer inneren Einstellung und Haltung, im bewußten Willen zur gegenseitigen Verständigung und Zusammenarbeit.

«Das Problem des Friedens in irgendwelcher Ordnung und auf irgendwelcher Ebene stellen, heißt, das Problem der Wahrhaftigkeit und der Ehrlichkeit in den Herzen stellen» hatte Kardinal Siri einfach, aber bedeutungsvoll formuliert.

In seiner Auslegung der klassischen augustianischen Umschreibung des Friedens als der «tranquillitas ordinis», der Ruhe in der Ordnung, hat Kardinal Siri weiter mit Nachdruck betont, daß es neben den statischen Elementen dieser geordneten Ruhe gesellschaftliche Bereiche gebe, welche in Entwicklung und Veränderung begriffen seien, die aber für ihre Entwicklung dieser friedlichen Ordnung bedürfen.

Der soziale Friede kann deshalb nie zu einem abgeschlossenen Zustand werden, sondern wird eine stets wieder von neuem zu lösende Aufgabe bilden, welche ein andauerndes aktives Bemühen bedingt, den den jeweiligen Umständen und Verhältnissen entsprechenden bestmöglichen Zustand sozialer Befriedung zu erreichen, zu erhalten und zu sichern.

2. Der Friede in der menschlichen Gesellschaft ist eine zusammenhängende, das heißt interdependente soziologische Erscheinung. Das bedeutet, daß er nicht auf eine Ebene oder auf ein Wirkungsfeld, zum Beispiel den Betrieb, beschränkt werden kann und darf. Man kann nicht im betrieblichen Bereich den Arbeitsfrieden pflegen wollen, gleichzeitig aber auf der beruflichen und auf der politischen Ebene einen Klassenkampf mit feineren oder gröberen Waffen führen. Der Friede muß gleichzeitig überall realisiert oder wenigstens angestrebt werden.

Sehr deutlich trat die Erkenntnis in das Bewußtsein der Kongreßteilnehmer, daß das Problem des sozialen Friedens heute zu einem Menschheitsproblem geworden ist.

Ernest Decré brachte es in seinem Schlußbericht zum Ausdruck:

«Über seinen besondern, vielleicht etwas beschränkten, Aspekten, kann man nicht mehr übersehen, daß das Problem des Friedens heute weltumspannende Dimensionen anzunehmen im Begriff steht. Zahlreiche neue Völker, in unaufhaltsamer demographischer Entwicklung begriffen, werden sich, dank der erleichterten Verkehrs- und Nachrichtentechnik, immer mehr ihrer zurückgebliebenen wirtschaftlichen Situation bewußt, einer Situation, die nur zu oft eine Elendssituation ist. Sie werden sich zusehends über die großen Unterschiede zu den reichen alten Völkern und über den Rückstand ihrer wirtschaftlichen Entwicklung klar. Die ungeheure Ungleichheit in der Verteilung der wirtschaftlichen Güter und die daraus resultierende Ungleichheit des Lebensstandards bilden das Hauptproblem unserer Zeitpoche um die Mitte des 20. Jahrhunderts: auf der ganzen Linie ist der Friede in Gefahr. Für die Zukunft hängt der Friede weitgehend davon ab, wie die Beziehungen zwischen 'reichen' und 'proletarischen' Völkern geregelt werden ... Es handelt sich also darum, eine internationale Ordnung sozialer Gerechtigkeit aufzubauen. Diese Ordnung kann uns alle nicht gleichgültig lassen. Ob auf internationaler Ebene ein Zustand des sozialen Gleichgewichts oder des Ungleichgewichts besteht, hat seinen bestimmenden Einfluß auf die Erhaltung des sozialen Friedens auf den unteren Ebenen, das heißt jenen des einzelnen Volkes, der Berufsgemeinschaften und der Betriebe».

3. Als zwingende Erkenntnis ergab sich weiter die Überzeugung von der unausweichlichen Verantwortlichkeit der christlichen Arbeitgeber und Unternehmer dem sozialen Frieden gegenüber. L.A. Bekaert und Ernest Decré, zwei führende europäische Unternehmer, von denen jeder an der Spitze der katholischen Unternehmervereinigung seines Landes steht, haben diesem Bewußtsein in überzeugender Weise Ausdruck gegeben.

Ernest Decré führte aus:

«Der christliche Unternehmer hat eine geistige Auffassung von seiner Rolle, welche seine technischen Kenntnisse und seine moralischen Überlegungen erfüllen muß: er ist ein Instrument des Friedens Christi. Aus seinem inneren Frieden entspringt der soziale Friede. Genau gleich steht es mit dem Arbeiter und mit jedem Menschen. Wenn die christlichen Unternehmer dank ihres Gebetes Menschen des inneren Friedens sind, dann, aber nur dann können sie Autorität für das Wohl der Gesamtheit

ausüben. Friede beruht auf der Ordnung, Ordnung auf der Autorität, aber auf einer Autorität, welche die Freiheit respektiert. Autorität, so aufgefaßt, ist unter Umständen eine schwere Aufgabe, weil es schwierig ist, sie ohne Mißbrauch auszuüben. Aber es kann ebenso schwer sein, sie nicht auszuüben, weil man damit den sozialen Frieden aufs Spiel setzen kann.

Die persönliche Verantwortlichkeit des Unternehmers für den sozialen Frieden wird ergänzt durch seine kollektive Verantwortlichkeit im Rahmen der Berufsorganisationen und der nationalen und internationalen Gemeinschaft. Die christliche Unternehmerschaft muß sich heute all ihrer gemeinschaftlichen Verantwortungen sowohl auf nationaler wie vor allem auf internationaler Ebene voll bewußt werden. Neue Verantwortungen treten heute auf, neue Elemente des sozialen Friedens. Ihre Wirkbereiche auf weltweiter Grundlage sind unzählbar geworden: Afrika, Lateinamerika, Südostasien. Die Lösung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Probleme benötigt Mittel in einem Ausmaß, daß dafür politische Abkommen unter den Nationen nötig sein werden.»

L. A. Bekaert legte die Haltung des christlichen Unternehmers in den folgenden schönen Ausführungen dar:

«Ich bin überzeugt, daß ein Unternehmer, der sich in seinen Entscheidungen von seinem Gewissen leiten läßt, trotz aller Schwierigkeiten, denen er begegnet, und trotz aller Fehler, die er begehen mag, früher oder später den Weg der sozialen Befriedung finden wird. Bloß darf man dafür nicht ausschließlich auf die menschlichen Kräfte rechnen. Die Vorsehung hat für jeden von uns, in der Erfüllung seiner schwierigen Aufgabe, eine besondere Gnade, die Standesgnade bereit. Ich glaube ernsthaft daran, daß Gott nicht nur jedem Menschen nach seinem Verdienst Gnade zuteil werden läßt, sondern daß er auch eine besondere Standesgnade jenen Unternehmern leiht, die sich bemühen, seinen Willen zu erfüllen. Der Arbeitsfriede im Betrieb ist die Gnade des Herrn, die auf uns Menschen niedersteigt.»

Die übereinstimmende grundsätzliche Auffassung und Stellungnahme der katholischen Unternehmer zum Problem des sozialen Friedens wurde abschließend in den folgenden, wohlbedachten und -formulierten Resolutionen, die von der Schlußsitzung des Kongresses einstimmig und mit Begeisterung gutgeheißen wurden, niedergelegt:

1. *Der soziale Friede ist eine besondere Form des Friedens, welcher in allen Lebensgezeiten unter den Menschen herrschen soll. Er entsteht in den Herzen und wird in der Anerkennung der von Gott in die Menschennatur gelegten Rechte verwirklicht. Die Anerkennung dieser Rechte bedeutet die Anerkennung und Förderung der menschlichen Persönlichkeit in der Gesellschaft. Als Ausdruck der brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen bedingt der soziale Friede eine dauernde Anstrengung aller im Geiste freier Zusammenarbeit.*
2. *Im Betrieb bildet der soziale Friede als Arbeitsfriede das Werk aller Glieder der Betriebsgemeinschaft.*

Aufgabe des Unternehmers ist es, jene Verbindung der geistigen Kräfte und der Willen herzustellen, welche nicht bloß zur Güterproduktion, sondern auch zur Schaffung einer wirklichen Arbeitsgemeinschaft dient.

Jeder Arbeitnehmer soll in Sicherheit an einer gerechten Ein-

kommensverteilung teilhaben und jenes Höchstmaß an Verantwortung zugeteilt erhalten, das mit seiner Aufgabe und Befähigung vereinbar ist.

3. *Im Bereich der beruflichen Ordnung ergibt sich der soziale Friede als Ergebnis loyalen Zusammenwirkens der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen.*

Von Seiten der Unternehmer setzt das die Anerkennung der gewerkschaftlichen Organisationen, den Abschluß von Kollektivarbeitsverträgen, die Schaffung und Entwicklung von berufsgemeinschaftlichen Organen auf paritätischer Grundlage und all dessen voraus, was zu einer organischeren Verbindung aller Mitarbeiter führt. Der Staat hat den Berufsorganisationen die größtmögliche Autonomie einzuräumen und sie in der Erfüllung ihrer Aufgaben durch seine Gesetzgebung und Verwaltungstätigkeit wirksam zu unterstützen.

4. *In der internationalen Völkergemeinschaft kann sozialer Friede, als Frucht der Gerechtigkeit, nicht erreicht werden, solange der größte Teil der Menschheit noch im Elend lebt.*

Es braucht heute einen weltweiten Einsatz, um eine auf Gerechtigkeit und Liebe gegründete internationale Ordnung zu errichten.

Die christlichen Unternehmer betrachten es als ihre Pflicht, in jeder Richtung für die Entwicklung der zurückgebliebenen Länder zusammenzuarbeiten. Sie bemühen sich, diesen die Mittel für die Heranbildung jener Menschen zur Verfügung zu stellen, die in ihren Ländern selber deren Aufbau an die Hand zu nehmen haben.

Die UNIAPAC unternimmt eine eigene Aktion, um die Sozialpolitik mit der Wirtschafts- und Finanzpolitik in Einklang zu bringen, damit ein ungesundes Ungleichgewicht zwischen Landwirtschaft und Industrie in den Entwicklungsländern vermieden wird.

5. *Die in der UNIAPAC zusammengefaßten Unternehmer wenden sich an alle Unternehmer der Welt, die bereit sind, an der Schaffung einer Zivilisation mitzuwirken, in der Gottes Ebenbild im Menschen anerkannt wird. Mögen sie in den Arbeitnehmern aller Stufen, in den Völkern aller Rassen und Farben, in allen Gliedern der großen Menschheitsfamilie ihre Brüder sehen und mit allen Kräften in ihren Betrieben, in den Berufsorganisationen und in allen Volkskreisen die Voraussetzungen für einen dauerhaften sozialen Frieden schaffen!*»

Diese Entschlüsse bilden gleichzeitig das Manifest des UNIAPAC-Kongresses 1959 an die Weltöffentlichkeit zum Problem des sozialen Friedens und die Grundlage ihres eigenen Aktionsprogramms.

Zu hoffen bleibt, daß der Luzerner UNIAPAC-Kongreß 1959, dem als Leitspruch das Wort des eidgenössischen Landespatrons und Friedensstifters, des heiligen Bruder Klaus von Flüe: «Wahrer Friede ist allweg nur in Gott», mitgegeben worden war, damit zum Ausgangspunkt einer starken Grundwelle geworden sei, welche die Idee des sozialen Friedens hinaus trägt in die Welt. Prof. Willy Büchi, Freiburg (Schweiz)

Ex urbe et orbe

Der kämpferische Atheismus in der Tschechoslowakei

Das Zentralorgan der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, «Rudé právo», veröffentlichte kürzlich einen prinzipiellen Artikel, der den Titel hat: «Zu einigen Problemen des kämpferischen Atheismus». Dieser Artikel propagiert, einen «wissenschaftlichen», geduldigen Kampf gegen die Religion zu führen und wendet sich gegen die «administrative Regelung der religiösen Frage», d. h. gegen Verbote, gegen die Nichtgleichberechtigung gläubiger Menschen wegen ihrer religiösen Überzeugung u. ä., indem er ausführt,

solche administrativen Maßnahmen hätten zur Folge, daß sich die Gläubigen nur noch fester um die Fahne des Glaubens scharen. Der Artikel gibt somit mehr oder weniger direkt zu, daß man gegen die Gläubigen zuweilen wirklich «administrativ» vorgeht. Es ist anzunehmen, daß die Behandlung verurteilter Priester allgemein böses Blut gemacht hat und in dieser Form nicht mehr fortgesetzt werden soll. Dagegen hat der «wissenschaftliche» Kampf gegen die Religion ein immer größeres Maß anzunehmen, immer intensiver zu werden.

Es ist im Ausland bekannt geworden, daß z. B. die Hörer der Universität Preßburg (Bratislava) neue Kurse über Atheismus zu besuchen verpflichtet sind. Die «Gesellschaft zur

Verbreitung politischer und wissenschaftlicher Kenntnisse» plant Tausende solcher Vorträge.

Im gleichen Sinn wird die tschechoslowakische Buchproduktion animiert. Als letzte antireligiöse Schriften sind erschienen: eine Übersetzung von «Braucht das Volk die Religion?» des deutschen Sozialistenführers der wilhelminischen Zeit, August Bebel; ein Buch «Gibt es ein Leben nach dem Tode?»; eine Übersetzung des kirchenfeindlichen «Vatikan» von J. R. Lawretzkij. Im Rahmen der «Gesellschaft zur Verbreitung politischer und wissenschaftlicher Kenntnisse» wird eine Monatszeitschrift «Geschichte und Gegenwart» erscheinen, in deren Programm es heißt, sie werde die Leserschaft mit den Fortschritten der historischen Wissenschaft bekanntmachen und deren Kenntnisse über die Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung vergrößern.

Das tschechoslowakische Radio hat eine Sendung «Rundfunk-Universität» mit dem Schlagwort «Über die wunderbaren und übersinnlichen Kräfte» begonnen.

Im kommunistischen Tagblatt der slowakischen Hauptstadt, das «Prawda» heißt (wie seine größere sowjetische Schwester), wird in einem Artikel ausgeführt, der künstliche Erdsatellit und der künstliche Sonnenplanet bereiten den religiösen Dogmen ein Ende: in der Epoche der Sputniks, der kosmischen Raketen und des baldigen Aufstiegs des Menschen in die Unendlichkeit würden die religiösen Vorstellungen illusorisch. In der gleichen «Prawda» wird die Forderung nach der Errichtung eines Museums der «Geschichte des Menschen und der menschlichen Gesellschaft» erhoben. Die «Prawda» ermahnt gleichfalls zur Geduld im Kampf gegen die Religion; die Partei habe schon viel kompliziertere und schwerere Aufgaben auf dem Gebiet der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der Tschechoslowakei erfolgreich durchgeführt und sie werde daher auch Erfolg haben mit ihrer Aufgabe, «das Volk von den Überbleibseln der Vergangenheit zu befreien».

In der Märznummer der Zeitschrift «Wissenschaft und Leben» wurde über einen Vortrag des Rektors der Universität Brünn, Frantisek Travnicek, auf der Kreiskonferenz der Hochschullehrer berichtet. Travnicek polemisiert gegen die

Schwierigkeiten der arabischen Jugend in Israel

Der «Verband der arabischen Mittelschulabsolventen» im Staate Israel veranstaltete eine Pressekonferenz in Jerusalem, um auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, denen die arabische junge Intelligenz trotz theoretischer Gleichberechtigung mit der jüdischen Majorität des Landes praktisch ausgesetzt ist.

Es gibt fünf arabische Mittelschulen im Staat Israel. Bei der Pressekonferenz erfuhr man, daß deren Niveau nicht sehr hoch sei. Die Jugend beschwert sich über die Lehrer, die keine besonderen Lehrqualitäten besitzen, sondern ihre Stellung nur innehaben, weil sie entweder dem jüdischen Militärgouverneur sympathisch oder von Scheiks und Efendis empfohlen sind. Der Unterricht wird, da es eigentliche Schulgebäude nicht gibt, in verstreuten, ungenügenden Räumlichkeiten schichtenweise erteilt. Es zeigt sich alljährlich, daß über 90 Prozent der arabischen Mittelschulabsolventen in Israel das geforderte Lehrziel nicht erreichen. Einigen Begabten gelingt es; sie finden eventuell Fortbildungsmöglichkeiten an der Hebräischen Universität Jerusalem, nicht aber am Technion in Haifa. Aber wie geht es dann weiter?

Die Araber unterstrichen, daß die meisten von ihnen hernach weder Posten als Beamte in einem Regierungsbüro fänden noch von einer größeren Bankfirma oder einer andern ihren Kenntnissen und Studien entsprechenden Institution angestellt würden. Es ergibt sich, daß solche

Ansicht einiger Kollegen, die Koexistenz des Marxismus mit der Religion sei möglich: des Marxismus als einer Sache des Verstandes mit der Religion als Sache des Gefühls. Die gleiche Zeitschrift bringt zwei weitere religionsfeindliche Beiträge: «Die Krise der Kirche bei den farbigen Völkern» und «Technik und Religion». Die von der Regierung zugelassene «Katholische Zeitung» (katolícké noviny) durfte, wenn auch leise, gegen die mißbräuchliche Verwendung wissenschaftlicher Entdeckungen zu Zwecken des kämpferischen Atheismus protestieren. Der Schriftsteller Jan Kvech schreibt darin folgenden Satz: «Die großen wissenschaftlichen Entdeckungen stellen eine Quelle berechtigten Optimismus für die Zukunft nur dann dar, wenn der Mensch der besseren Seite in sich selbst gehorcht und auf Wegen schreitet, die ihm vom Gesetz Gottes vorgeschrieben sind.»

Die Brüner kommunistische Zeitung «Gleichheit» (Rovnost) erklärt in einem Artikel über die Neuherausgabe der Schriften von Comenius, dessen religiöse Weltanschauung sei überholt. Die Sprache der Bibel, die religiöse Phraseologie und die Bilder aus der Heiligen Schrift seien für Comenius mehr ein Mittel zum Ausdruck seiner humanitären und demokratischen Ideen gewesen als die Wiedergabe einer religiösen Haltung gegenüber der Welt und der Wirklichkeit. Das Neuerscheinen der Schriften Comenius' habe eine unmittelbare Bedeutung für den sozialistischen Aufbau in der Tschechoslowakei.

Vor einiger Zeit hat das Prager «Rude Právo» die Kirchenfürsten angegriffen, die in ihren Hirtenbriefen das Recht der Bürger auf Arbeit verteidigen: die Zeitung attackierte namentlich den Erzbischof von Florenz, Kardinal della Costa, und machte ihm zum Vorwurf, die Kirche wolle auf einmal den Arbeitern schmeicheln. Der tschechoslowakische Rundfunk widmete eine Spezialsendung dem «Haus der Begegnung» in Königstein im Taunus, der Heimstätte für Priester aus den deutschen Ostgebieten. Die Tätigkeit in Königstein wurde in dieser Sendung als auf das Ziel hinauslaufend geschildert, «die wachsende Macht des Sozialismus zu vernichten oder wenigstens zu lähmen». Es wurde geradeheraus erklärt, daß in Königstein Spione erzogen und ausgestattet würden.

F. G.

junge Leute der Nasserpropaganda erliegen und in ein arabisches Nachbarland fliehen. Dort werden sie aber in den meisten Fällen keineswegs brüderlich aufgenommen, weil man ihnen den Bildungsgang im jüdischen Staat zum Vorwurf macht; sie werden in vielen Fällen vorerst wegen illegalen Überschreitens der Grenze eingesperrt und dann wieder nach Israel abgeschoben. Es folgt ein Circulus vitiosus, der von großer Tragik ist: die israelischen Behörden stecken einen solchen zurückgestellten Araber ihrerseits wegen seiner Flucht aus dem Land und unbefugten Grenzübertrets wieder ins Gefängnis. Nach seiner Freilassung ist der junge Mann, wie ein Teilnehmer an der Pressekonferenz bemerkte, «ein Araber ohne Arabien und ein Israeli ohne Israel»: er geht in sein Heimatdorf zurück, wo ihm seitens der Militärverwaltung erklärt wird, er könne wegen seiner Unzuverlässigkeit keinen Passierschein mehr bekommen (den die Araber in den unter Militärverwaltung stehenden Grenzgebieten, vor allem in Galiläa, brauchen, um sich von einem Ort zum andern begeben zu können). Mit dem Entzug des Passierscheines zieht vollkommene Hoffnungslosigkeit ins Herz des israelisch gebildeten Israel-Arabers ein; er hat englisch und hebräisch gelernt und ist de facto dazu verdammt, sein Leben als Pflüger am Holzpflug zu verbringen. Der Berichterstatter des Wochenblattes der Progressiven Partei «Hakidmah» (die der Regierungskoalition angehört) kommentiert: «So bildet sich eine Schicht unzufriedener Unbeschäftigter, für die wahrscheinlich das Heil nur noch von Moskau zu erwarten ist ...»

Hier hat der Staat Israel eine dringliche Aufgabe vor sich, deren Erfüllung aus Gründen der Menschlichkeit nicht minder wichtig ist als die selbstverständliche Sorge für die jüdischen Einwanderer.

F. Gläser, Liebfeld

Die Problematik des Philosophieunterrichts an höheren Schulen*

Im Jahre 1953 veröffentlichte die UNESCO einen Bericht über den Philosophieunterricht in verschiedenen Ländern. Daraus geht hervor, daß der Philosophieunterricht am Gymnasium immer mehr zum festen Bestand der Bildung gehört, obwohl die grundsätzlichen Gesichtspunkte und die praktischen Durchführungen des Unterrichts ziemlich verschieden sind. Das vorliegende Buch zeigt nun die ganze Mannigfaltigkeit dieser verschiedenen Grundsätze und praktischen Versuche in Deutschland in den letzten 150 Jahren. Eine Unmenge von Anregungen, Vorschlägen, Bestimmungen, Programmen, Plänen und Verwirklichungsversuchen wird hier zur Diskussion gestellt, zuerst in ihrer geschichtlichen Form, dann aber auch grundsätzlich von der Philosophie und von der Bildung her. Wie der Verfasser betont, geht es ihm vor allem um den philosophischen und pädagogischen Aspekt, andere Gesichtspunkte werden nur gelegentlich berührt. Sein Ziel, die Stellung des Philosophieunterrichts am Gymnasium möglichst klar zu bestimmen und dadurch auch die Frage nach der Bedeutung der Philosophie für die Bildung überhaupt zu beantworten, will er durch kritische Analyse der bisherigen Formen und durch die grundsätzliche Klärung der Frage erreichen. Als Ergebnis legt er am Schluß des Buches seine eigene These dar, in der er vom Wesen der Philosophie und vom Wesen der Bildung ausgeht und eine Synthese versucht. Dann folgen noch einige Hinweise für die heutige Gestaltung des Philosophieunterrichts.

Die bisherigen Versuche und Formen des Philosophieunterrichts am Gymnasium lassen sich unter zwei Gesichtspunkten zusammenfassen: die äußere Organisation des Philosophieunterrichts und seine innere Zielsetzung. Unter beiden Aspekten gibt es eine ganze Reihe von gegensätzlichen und sich oft direkt widersprechenden Bestrebungen, wie der Verfasser durch zahlreiche Belege und wörtliche Zitate zeigt.

Bei der Frage der äußeren Organisation des Philosophieunterrichts treten vor allem folgende «Antithetiken» hervor: Philosophieunterricht als philosophische Propädeutik oder als eigentliche Philosophie; als Unterrichtsfach oder als Unterrichtsprinzip; okkasionalistischer oder systematischer Philosophieunterricht; Philosophie als Klassenunterricht oder als Arbeitsgemeinschaft; bloße Richtlinien oder verbindliche Programme für den Philosophieunterricht. Schon an dieser äußeren, rein organisatorischen Problematik des Philosophieunterrichts wird sichtbar, wie verschieden die Möglichkeiten sind. Dabei handelt es sich nicht um bloß aprioristische Möglichkeiten, sondern die erwähnten Formen wurden im Laufe der Jahrzehnte mehr oder weniger ausprobiert und jede einzelne hat ihre Befürworter und ihre Gegner gefunden.

Noch tiefgreifender sind die Gegensätze bei der Zielsetzung im Philosophieunterricht. Der Verfasser untersucht diese Antithetik unter drei Gesichtspunkten: Ist das Ziel des Philosophieunterrichts Denkschulung oder Erlebnis, Philosophie oder Philosophieren, Synthese oder Analyse? Hat der Unterricht vor allem Denkschulung zum Ziel, dann wird besonders auf die Logik und ihre metaphysische und ethische Erweiterung Wert gelegt, wie dies im 19. Jahrhundert der Fall war. Geht es im Philosophieunterricht mehr um das Erlebnis, wie man es in unserem Jahrhundert oft haben will, dann tritt das formale Element mehr in den Hintergrund, wichtiger sind die Gestaltung des Unterrichts, die Persönlichkeit des Lehrers und die Hinführung zum «fruchtbaren Moment». Mit Recht weist der Verfasser schon hier auf die Notwendigkeit der Synthese und auf das Ungenügende dieser beiden Zielsetzungen hin, besonders weil sie eigentlich immer vor-philosophisch bleiben und deshalb nur als Hinführung zur Philosophie in Betracht kommen.

Wo es sich aber um die Philosophie selber handelt, steht man vor der Wahl: «Philosophie», d. h. gegenstandsgebundener Philosophieunterricht, in dem ein bestimmtes philosophisches System gelehrt und gelernt wird, oder «Philosophieren», d. h. nicht gebundenes und nicht gerichtetes Denken. Auch hier werden die geschichtlichen Verwirklichungen dieser Formen und die Versuche der Gegenwart beschrieben und kritisch gewertet, auch hier wird die Forderung nach der Synthese der beiden Richtungen erhoben. Schließlich kommt noch die dritte Möglichkeit der Zielsetzung, Synthese oder Analyse, in Betracht, wobei wieder die beiden Zielsetzungen von verschiedenen Seiten her gerechtfertigt und begründet werden.

* Püllen Karl: «Die Problematik des Philosophieunterrichts an höheren Schulen. Ein Beitrag zum Verhältnis Philosophie und Bildung.» Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1958, 315 S., DM 19,80.

Nach der Darstellung dieser Fülle und Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte und der geschichtlichen Versuche, die auf den ersten Blick geradezu verwirrend wirken, wird nun der Versuch unternommen, die wichtigsten Fehlformen der bisherigen Unterrichtssysteme klar herauszustellen, um dann einen positiven Vorschlag zu unterbreiten. Wo der Philosophieunterricht als «Philosophie» und als Synthese gegeben wird, bringt er vor allem die Gefahr des Dogmatismus und Schematismus mit sich. Der Philosophieunterricht als «Philosophieren» und als Analyse kommt oft dem Relativismus sehr nahe.

Was ist nun zu tun? Man wendet sich mit großer Erwartung dem letzten Teil des Buches zu, in dem der Verfasser seine eigenen Vorschläge für einen fruchtbaren und wertvollen Philosophieunterricht vorbringt. Wie zu erwarten, wird eine Synthese von verschiedenen Antithesen angestrebt, und zwar ergibt sich die Notwendigkeit dieser Synthese aus dem Wesen der Philosophie und der Bildung. Es liegt im Wesen der Philosophie selber, daß sie Anhaltspunkte zu solcher Antithetik gibt, wie sie sich in der Geschichte des Philosophieunterrichts zeigt. Wenn man Einzelaspekte verabsolutiert, entstehen unversöhnliche Gegensätze, man erkennt aber so den Ganzheitscharakter der Philosophie und ihren Doppelaspekt, das Bemühen um einen fruchtbaren Philosophieunterricht muß irgeleitet werden. Den Ganzheitscharakter und den Doppelaspekt der Philosophie umschreibt der Verfasser folgendermaßen:

«Philosophie ist als Philosophie ganzheitlich, sie ist weder rationalistisch noch irrationalistisch, ihre Ursprünge können das Staunen und der Zweifel, ihr Ansatz das cogito ergo sum und das vivo ergo sum sein. Sie ist ‚Besitz von Wissen‘, aber derart, daß dieser Besitz ein weiteres Streben nach Wissen hervorruft und wachhält. Sie ist ‚Streben nach Wissen‘, aber derart, daß dieses Streben von einem besonderen Wissen ausgeht und wieder ein solches sucht. In ihrem Wissen weiß sie um das Nichtwissen, und in ihrem Nichtwissen, ohne zu resignieren, um die Möglichkeit des Wissens. Sie ist gerichtet auf Allgemeingültiges, auf Prinzipien, sie will das wissenschaftliche Weltbild, aber gleichzeitig ihre, bzw. seine persönliche, sich selbst verantwortliche Aneignung. Sie ist mehr als Wissenschaft; sie ist aber auch Wissenschaft durch ihre Methode und die rationale Form ihrer Aussage; sie weiß sich in ihrem Ursprung und in ihrem Gerichtetsein auf das Sein des Seienden im Ganzen letztlich an etwas Unverfügbares» (S. 225–226).

Bei dieser Auffassung der Philosophie behalten die einzelnen Zielsetzungen des Philosophieunterrichts ihren Sinn und ihr Recht als ein Weg, aber nicht als der Weg zum Ziel.

Auch die Besinnung auf das Wesen der höheren Bildung zeigt, daß die Antithetik überwunden werden muß. Das Kriterium der Bildung sieht der Autor in der «Entsprechung»: «Dem Zuspruch des Seins, der in verschiedenen Weisen zum Ausdruck gelangen kann, entsprechend denken und handeln» (S. 230). «Gebildetes sein heißt reine Entsprechung sein, die sich in der dialektisch-dialektischen Korrelation von Selbst- und Weltbildung entfaltend verwirklicht und sich als ‚Selbst‘ und als ‚Welt‘ darstellt» (S. 230). Nach einer solchen Bestimmung der höheren Bildung gehört die Philosophie wesentlich zur Bildung, nicht als Mittel zum Zweck, sondern als wesentlich immanentes Element, so daß beide; Philosophie und Bildung, eine Einheit sind. Diese innere Einheit zeigt sich besonders deutlich in der griechischen Philosophie, in erster Linie bei Plato. Bei ihm sind «Bildung und Philosophie zwei Aspekte ein und desselben Vorganges: der Menschwerdung» (S. 237). Der Sinn der Philosophie besteht im «vernehmenden Transzendieren in der Theoria» (S. 239). Das Transzendieren der «praktischen» Situation in allen Spannungen und Beziehungen zu dieser ist für jede Philosophie wesentlich – und das ist zugleich das Entscheidende bei jeder wahren höheren Bildung. Denn die Bildung als «besonnene Entsprechung» (S. 246) ist das Denken des Seins. Philosophie ist nicht Mittel zum Zweck, nicht Weg zur Bildung, Philosophie ist Bildung, Bildung ist Philosophie. «Die wissenschaftlich bestimmte höhere Bildung ist philosophische Bildung. Insofern die höhere Schule höhere Bildung gründen will, bedarf sie auch und gerade der Philosophie. Die Antithese: Bildung durch Philosophie oder Bildung ohne Philosophie besteht nicht, wenn unter ‚Bildung‘ die wissenschaftlich bestimmte höhere Bildung verstanden wird» (S. 251).

Was den Leser bei diesem Werk zuerst beeindruckt, ist die Fülle des Materials und der Gesichtspunkte, die zur Sprache kommen. Im Literaturverzeichnis werden nicht weniger als 804 Werke angegeben, eine große Anzahl wird im Text oder in den Anmerkungen mehr oder weniger ausführlich zitiert. So ist das Buch sehr vielseitig, reich und anregend. Auch gelingt es dem Verfasser, mit seiner Methode der Antithetik eine Übersicht über die Vielfalt der Ansichten zu vermitteln, die Gedanken in einem geschlossenen Aufbau vorzulegen und eine großangelegte Synthese zu

versuchen. Aber hier steigt das Bedenken auf, ob der Versuch dieser Synthese, in der so viele Antithesen zur inneren Einheit aufgehoben werden sollen, überhaupt möglich ist. Ist nicht menschliches Philosophieren ein solches Stückwerk, daß man eine solche Synthese beim Philosophieunterricht überhaupt nicht erreichen kann, ganz besonders wenn es sich um den Philosophieunterricht am Gymnasium handelt?

Und dann, wie überall, so ist auch hier der konkrete Mensch mit seiner ganz bestimmten geistigen Verfassung, mit seiner Kultur und Weltanschauung, mit seiner Umwelt und mit seinen persönlichen Interessen zu berücksichtigen. Das gilt vom Philosophielehrer wie auch vom Schüler. Der Verfasser weist selber kurz darauf hin, von welcher Bedeutung der Philosophielehrer ist (S. 252). Damit sind für die konkrete Verwirklichung des Philosophieunterrichts am Gymnasium eine ganze Reihe von Fragen aufgeworfen, die für die Praxis wahrscheinlich nicht weniger von Bedeutung sind als die Folgerungen aus dem Wesen der Philosophie und der Bildung, obwohl sie ganz anderer Natur sein können.

Dazu kommt der dritte Faktor, der Schüler, die geistige Umwelt, aus der er kommt und in der er lebt. Die Voraussetzungen für den Philosophie-

unterricht sind hier in jeder Hinsicht sehr verschieden, sei es in persönlichem Interesse, in geistiger Orientierung, in weltanschaulicher Richtung. Gerade die Weltanschauung, die jeder schon mit sich bringt und in der er durch seinen Glauben und durch seine Konfession verankert ist, ist bei der Durchführung des Philosophieunterrichts von großer Bedeutung. Gegen die Bestimmung der Philosophie als «vernehmendes Transzendieren in der Theoria» und der Bildung als «besonnene Entsprechung» wird nichts einzuwenden sein. Aber man weiß aus der Geschichte und der Gegenwart, wie verschieden dieses Transzendieren und diese Entsprechung sein können.

Diese Anmerkungen seien erlaubt, damit der Leser vom ausgezeichneten Werk nicht mehr erwarten wird, als es bieten kann und will. Die Fehlformen in der Geschichte sind uns eine Mahnung, solche Einseitigkeiten nach unserem besten Wissen und Können zu vermeiden. Das Bemühen um eine fruchtbare und möglichst wertvolle Gestaltung des Philosophieunterrichts an höheren Schulen wird aber auch weiterhin eine Aufgabe bleiben, die sich nicht so leicht lösen läßt. Darauf eindringlich hingewiesen zu haben, ist das große Verdienst des Verfassers.

A. Sustar, Schwyz

Für Millionen Leser heiterer Bücher

Dickie Dick Dickens

Eine literarische Kriminalnovelle von Rolf und Alexandra Becker. Reich illustriert, Leinen Fr. 13.10.

Ein Urteil für ungezählte! Die angesehene „Allgemeine Sonntagszeitung“ (früher Michael) schreibt: «Was hier geboten wird, darf als die heiterste und bestgelungene Kriminalnovelle bezeichnet werden, der sich ein Verfasser nach Obertonen rühmen kann.»

Weide meine Böcke

Ein Schelmenroman in Geschichten von Josef Küper. Reich illustriert von Ann Scherbel. Leinen Fr. 14.50.

Die Geschichte einer kleinen Stadt in Westfalen, voll Humor, Kauzigkeit und echter Lebenskunst. Was sagt die Presse? «Ein unpolitisches Gegenstück zu Don Camillo und Peppone!»

jetzt zwei neue deutsche Bestseller

• ERFOLGSBÜCHER

Hans Wirtz «Stille Revolution» / Kirche auf neuen Wegen (kart. gebunden Fr. 11.20). – Eine umgreifende Gesamtschau der Kirche von morgen, von bisher unerreichter Deutlichkeit und Präzision.

Wilhelm Müller-Jurgens «Die frohe Botschaft» / Die vier Evangelien. – Vielleicht die schönste derzeitige Evangelienausgabe. (Vier Leinenbände in Kassette Fr. 27.50, Ganzleiderband in Hülse Fr. 34.—) Von Papst Pius XII. persönlich empfohlen.

Heimito von Doderer «Grundlagen und Funktion des Romans» (Ppp. Fr. 8.65). – Eine befreiende Deutung: was der Roman ist und was er nicht ist – Frage und Antwort an die Poesie heute.

Eugen Blessing «Theodor Haecker» (Leinen Fr. 14.50). – Gestalt und Werk Haeckers in sorgfältiger Interpretation unter Heranziehung ausgesuchter Texte.

• Alles durch CHRISTIANA ZÜRICH

Reinhart Raffalt «Drei Wege durch Indien» (reich illustriert, Leinen Fr. 16.80). – Eine geniale Durchsicht durch das Indien von heute als Handlungs-ort von morgen.

Rudolf Adolph «Schatzgräbereien» / Bücher – Briefe – Begegnungen (reich illustriert, Leinen Fr. 13.10) – Diese Kostbarkeit schließt die Tür zu den Geheimnissen der «Literarischen Provinz» auf, voll Erfahrung und Reife.

Johannes Hessen «Geistige Kämpfe der Zeit im Spiegel eines Lebens» (Leinen Fr. 14.50) – Eine mutige Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist und Geschehen auf weltlichem und kirchlichem Boden.

Julius Overhoff «Die Welt mit Dschingiz-Chan» (Leinen Fr. 21.80) – Ein Roman großer Klasse, ein Weltbild des 13. Jahrhunderts, geniale Perspektiven und Parallelen zu unserer Gegenwart.

• ERFOLGSBÜCHER

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. – Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. – Deutschland: DM 12.—. Best. und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Konto Nr. 12975 Orientierung Zürich. – Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Halbjährl. ffr. 400.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. – Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximiliansstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181 (Redaktionsmitarbeiter für Österreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 70.—. U S A: Jährl. \$ 3.—.

Schriften des Volksboten «Sehen - Urteilen - Handeln»
Von Univ.-Prof. Dr. Josef Miller S. J.
sind wieder erschienen:

Nr. 4 Moderne Eheprobleme in christlicher Sicht
12.—27. Tausend, 112 Seiten, kart. sFr. 4.20

Der bewährte Wegweiser in allen grossen und entscheidenden Ehefragen «verbindet Klarheit und Leichtverständlichkeit mit Gründlichkeit und Offenheit».
(Theol. prakt. Quartalschrift, Linz/D)

Nr. 5 Der Papst über die Ehe
5.—10. Tausend, 160 Seiten, kart. sFr. 4.20

«... das massgebliche kirchliche Wort zu den Fragen, die der Seelsorger, Arzt und Lehrer und ebenso die Braut- und Eheleute kennen müssen.»

(Anzeiger f. d. kath. Geistlichkeit, Freiburg/Br.)
Beide Schriften zusammen haben sich vor allem im Brautunterricht tausendfach bewährt.

Durch Ihre Buchhandlung
TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN